

■ Essay zur Geschichtstheorie

Achim Landwehr, Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit. Essay zur Geschichtstheorie, Frankfurt/M. (S. Fischer) 2016, 384 S., 25 €

»Wenn man von einer negativen Geschichtstheorie auszugehen hat, und wenn man den Kollektivsingulär ›Geschichte‹ als unlauteren Gottesersatz ablehnt, wenn man die Diskontinuität und das an sich Sinnlose des Historischen betont – mit was für einer ›Geschichte‹ haben wir es dann noch zu tun? Kommt das nicht einer Absage an das Historische überhaupt gleich? [...] Das Historische [...] ist die Form der Relationierung von anwesenden auf abwesende Zeiten [...] Menschen, Dinge und Ereignisse [müssen] als Knoten eines Beziehungsgeflechts gesehen und analysiert werden. All diese Knoten sind zugleich Produkte und Produzenten im Geflecht [...]. Das Historische ist kein Nacheinander, es ist ein Durcheinander [...]. Ich aber habe keine Theorie, ich habe nur Probleme [...]«.

Für mich als theorieinteressierten Mediävisten und historischen Anthropologen sind solche Sätze prächtige und peinigende Provokationen. Zu studieren waren 374 Seiten Text, 22 Seiten Anmerkungen, 26 Seiten Bibliographie, 18 Seiten Personen- und Sachregister. Alles darauf angelegt, »Entselbstverständlichung« zu erwirken. Das ist dem Autor gelungen – bei mir.

Der Düsseldorfer Historiker Achim Landwehr bemüht sich um eine Antwort auf die seit zwei Jahrzehnten schwelende epistemologische Krise der Historie. Er argumentiert gegen die Fortschrittsideologie der herrschenden Historie, gegen ihre auf Linearität und Chronologik festgezurrte Zeitauffassung und gegen ihre eurozentrisch geprägten, dualistisch-objektivistischen Kausalitätsoperationen. Ihre simplen Ausprägungen nennt er »flache Geschichte«. Landwehr hat sich seine Provokation nicht leicht gemacht. Circa zehn Jahre der Diskussion, Materialsammlung und Detailstudien gingen dem

Buch voraus. Zudem hat er ausgesprochen nützliche Einführungen in die historische Diskursanalyse und Kulturgeschichte geschrieben.

Im Untertitel nennt Landwehr sein Buch einen *Essay zur Geschichtstheorie*. Rechtfertigt er dessen Ausstattung, Stil und Botschaft? Ich verbinde mit einem historischen Essay folgende Eigenschaften: einen begrenzten Umfang, eine publikumsorientierte Lesbarkeit, den Mut zu Beleglücken, eine stringente Formulierung eigener, neuer, aber auch vorläufiger Erkenntnisprobleme, die Offenheit für Anschlussgedanken. Darauf bezogen habe ich nach der Lektüre einen zwiespältigen Eindruck.

Als Essay scheint mir das Buch überausgestattet: ein Bezugsfonds von 450 Titeln, ein Personenregister von ca. 130 AutorInnen und Autoritäten (das aber ohne Berücksichtigung der 570 Anmerkungen kaum repräsentativ ist), ein Sachregister mit etwa 250 Stichwörtern. Ein enormer Nachweis- und Erschließungsaufwand für einen »Versuch«. Diese Handreichungen dienen vor allem dazu, Landwehrs Wissenshorizont sowohl auszuweisen als auch zu profilieren und abzugrenzen. Es geht also auch um – verständliche – Absicherung beim Wagen des Neuen.

Die literarische Belesenheit des Autors ist erstaunlich. Die treffsicheren Motto-Zitate aus Werken von Benn bis Bichsel, Cage bis Semprun, Wilde bis Goethe zeigen dies ebenso wie die Nutzung literarischer Werke im Text. Und die theoretischen Provenienzen? Landwehr will kein Zwerg auf den Schultern der alten Riesen der Historik sein. Konsequenterweise fehlen die Heroen der vor allem deutschen Historik. Theorie-Instanzen wie Marx (Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten), Weber (Wertbeziehung/Idealtypus) oder Gadamer (Hermeneutik) bleiben unberücksichtigt. Nur perspektivisch aufgepickt, dezentral und punktuell herangezogen sind Chladenius, Schiller, Droysen, Nietzsche, Troeltsch, Bloch, Benjamin, Rüsen – ich vermisse zudem Kittsteiner. Hauptangriffspunkt Land-

wehrs ist Kosellecks »Geschichtssingular«. Eine gewichtende Auseinandersetzung mit ihnen, eine durchgehende Befassung mit ihren Leistungen und ihrer weiteren Geltung bleiben aus, allerdings empfindet Landwehr das auch nicht als seine Aufgabe. Er versteht sich nicht als janusköpfiger Vorausblickender mit Traditionsaugen im Hinterkopf, nicht als reformerischer Wahrer der Kontinuität. Er will den Bruch.

So bedient er sich ganz anderer Autoritäten, geriert sich als ein Jongleur mit prominenten ReferentInnen aus dem komplexen Feld des französisch und angloamerikanisch dominierten Poststrukturalismus und der neuen (historischen) Phänomenologie. Geschickt hat er dieses intellektuelle Bezugswissen in Form von begrifflichen Bedeutungsmarken über sein Buch verteilt. Eine Auswahl: Husserls »Gegebenheitsweisen«, Gehrings »historische Phänomenologie«, Mitterers »Paradigma«, Latours »zirkulierende Referenz«, Deleuzes »Wahrheit des Relativen«, Descolas »Weltung«, Engells »Chronoforensik«, Perecs »infra-ordinäres Ereignis«, Hackings »homo depictor«, Veynes »Retrodiktion«, Plessners »kategorischer Konjunktiv«, von Foersterns »metaphysisches Postulat«, Derridas »Hantologie«, Serres' »Syrrethe«. Welch eine Leitbegriffs-Phalanx!

Und Landwehrs Argumentationsstil? Sein kritischer Ausgangsgestus im Verhältnis zur Methodo-Ideologie der Historik ist der »Abschied« von deren Ontologisierung der vergangenen Wirklichkeit, von ihrer direkten Vergegenständlichung und Thematisierung, von ihrem alle Vorausforschung überbietenden Wahrheitsanspruch. Nimmermüde versucht er der Gleichzeitigkeit der Problemdimensionen gerecht zu werden, dem Tunnelblick linearer Abwicklung von Einzelargumenten prinzipiell abhold. Das führt zu Wiederholungen, Reformulierungen, Vorgriffen, zu Überlappungen, Unschärfen der Abschnittsbildung innerhalb der Kapitel sowie der Übergänge zwischen den 16 Kapiteln. Und es führt zu überfallartigen Ausweitungen beziehungsweise Ver-

schiebungen der Gedankenführung über die eigentliche Geschichtsarbeit hinaus oder vor sie zurück – zu ontologischen Bestimmungsversuchen, zu Erläuterungen seiner Theorieanleihen, zu Abstechern in andere Disziplinen, zu exemplarisch gemeinten »Geschichten«. Dazu gehört weiter die Tendenz zur Verflüssigung aller definierten Begriffsinstrumente. Schließlich kommt es immer wieder zu Verunsicherungen, in die Landwehr auch die LeserInnen einbezieht. Auch deshalb weiß man oft nicht mehr so recht, an welchem Punkt der Gedankenführung man ist, bis man, am Rande seiner Geduld weiterlesend, in den Gedankenfluss zurückgeführt wird.

Landwehr führt sich selbst vor als den Suchenden, der sich durch die Paradoxien des immer schon Gegebenen, der Präformiertheit aller sozialen Praxis und allen Denkens sowie der Unverfügbarkeit, Unbegreiflichkeit und Unvollständigkeit alles Gewesenen und seiner materialen Spuren durcharbeitet bis hin zur schmerzhaften Selbstrelativierung – als ein Geschichtsmacher, der dann seinen Trost darin findet, dass die radikale Historizität alles Überlieferten und allen geistigen Umgangs mit ihm noch längst nicht bedeutet, vor relativistischer Beliebigkeit kapitulieren zu müssen. Für ihn als Konstruktivisten, als historischen Phänomenologen ist das Geschäft der Historie eben definitiv komplexer geworden, zwingt zu mehr methodologischer Reflexivität und zu mehr Bescheidenheit im Blick auf mögliche Ergebnisse und deren Geltung – angesichts der »Endgültigkeit der Vorläufigkeit« der Geschichtsarbeit.

Wie lässt sich der theoretische Ertrag insgesamt bündeln? Auch entschlackt von allen, oft ausgesprochen elegant formulierten Thesen, Bedenken, Wendungen und Windungen lässt sich das Instrumentarium seiner Historie – oder doch auch Historik? – nicht leichthin herauspräparieren. Schon ihre Verortung im »pluriparadoxalen Zwischenraum« zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sperrt sich gegen ein direktes

Verständnis. Erschwerend wirkt weiter, dass er sein Konzept als einen durchaus traktathaften Plausibilisierungs-*Progress* in 16 Kapiteln, gewissermaßen schrittweise, anlegt, also wie ein Praxisschema ordnet – ausgehend von der Paradoxie der »anwesenden Abwesenheit« der Vergangenheit, über die »Chronoferenz« als innovativem Werkzeug der Geschichtsarbeit bis zur »Zeitschaft« als Produkt der Historie. Diese neuartige Trias bildet das Rückgrat von Landwehrs Theorie. Eine ausgesprochen prägnante und begrüßenswerte Begriffsbildung, auf deren Echo in der Disziplin (und darüber hinaus) man gespannt sein darf!

Nun zum Ertrag. Geschichtsarbeit unterliegt, der Anlage des Buchs entsprechend, folgenden Prämissen und hält sich an folgende Prinzipien:

1. Auch wenn schwer auszuhalten, ist es so: Es gibt kein Außerhalb der Geschichte, also keinen Anfang, nur eine Immer-schon-*Absenz* in der Präsenz, und zwar nicht nur in der Alltagserfahrung, sondern auch für die Historie und die HistorikerInnen.
2. Was tun letztere? Sie produzieren nur *Um*-Beschreibungen vergangener Beschreibungen, eine diskontinuierliche Verwandlung, ja Mobilisierung von Wissen.
3. Diese vorgängigen Beschreibungen erfassen keine tote, starre Realität, bilden diese nicht ab; vielmehr stellen sie das lebendige, sozial positionierte *Material* (die Quellen) über Gewesenes/Geschehenes dar, dessen Merkmal ebenso seine Gleichzeitigkeit mit der Gegenwart wie seine soziale Vielzeitigkeit damals ist. Das *Archiv* als sichtender und vernichtender, also ambiguer *Zeiten-Ort* bildet seine dingliche Voraussetzung.
4. Die Folge: Es findet kein Umgang mit der Realität der Toten, sondern nur der mit der *Wirklichkeit* ihrer *Masken* statt. Sie können damals wahr sein; die Geschichtsarbeit aber kann nur diese relative Wahrheit herausfinden – also keine absolute Wahrheit erstellen.
5. Solcher Umgang mit dem Material besteht in der Ermittlung und Darstellung von temporalen *Beziehungen* (nicht realen Strukturen), die nicht vom eurozentrischen Kausalitäts-Dualismus zwischen aktivem Subjekt und passivem Objekt, realer Wirklichkeit und virtueller Fiktion, lebendiger Gegenwart und toter Vergangenheit determiniert sind, sondern auf dynamische Wechselseitigkeit abzielen und das kreativ Intermediäre, den Spalt beziehungsweise *Zwischenraum* zwischen ihnen aufklären. Landwehr fasst all diese Beziehungen in den ansprechenden Neologismus der *Chronoferenz*.
6. Das Produkt der allein auf Vergangenheitsmaterial bauenden Geschichtsarbeit ist die *Beschreibung*; sie verarbeitet das chaotisch komplexe damalige Geschehen, wie es ausschließlich und fragmentarisch im materialen Rest präsent ist, zu prägnanter Historie mit gegenwärtigem Geltungsanspruch. Sie umgeht die dualistischen Operationen der Deduktion und der Induktion durch eine antihierarchische Offenheit, die andere, ja alternative Beschreibungen nicht nur *möglich* macht, sondern begünstigt.
7. Öffnung beziehungsweise Offenheit wird maßgeblich produziert durch die nie endende, *verunsichernde Kritik*, die nicht nur das Kritisierte betrifft, sondern auch die Kritisierenden selbst einschließt.
8. Die daraus erwachsenden *ethischen* Konsequenzen – Toleranz, Alteritätsakzeptanz gegenüber den geschlossenen Sinngebungssuggestionen der Geschichtsphilosophie oder auch Fortschrittsmythen – fungieren als Seismograph der sozialen Verantwortung der Geschichtsarbeit.
9. Dieser Argumentationsgang wird abgeschlossen mit Bestimmungen zur Temporalität der Historie. Sie denkt weder linear noch in Schichtungen, sondern anachronisch-topologisch. Dementsprechend ist Historie *Gleichzeitigkeitswissenschaft* in der Form vielfältiger Chronoferenzen. Deren Zusammenhang – wieder

im paradoxalen Verbund eines vorbeschriebenen vergangenen Milieus mit dessen wissenschaftlicher Beschreibung – nennt Landwehr *Zeitschaft* – in Anlehnung an die semantisch komplexe Struktur des ›Landschaft‹-Konzepts.

Ein wahrlich schwerer und harter Brocken! Selbst wenn man ihn sich en détail einzuverleiben die Mühe macht, kann man sich noch gar nicht sicher sein, welcher innovative Nährwert sich für die eigene praktische Geschichtsarbeit ergibt.

Den tauglichsten Testgang traue ich dem Autor selber zu. Wie wäre es, wenn er – gewissermaßen in einer zweiten ›revisionistischen‹ Runde – sich seiner eigenen Ereignis-Beschreibungen in dreien seiner Bücher – den *Polizeyordnungen im frühneuzeitlichen Leonberg* (2000), der *Erschaffung Venedigs 1570–1750* (2007) oder der *Geburt der Gegenwart im 17. Jahrhundert* (2014) – als in alle Tugenden und Tücken seiner Fälle Eingeweihter bedienen würde? Er könnte exemplarisch aufzeigen, wie seine theoretische Trias praktisch funktioniert! In seinem Essay findet man nur Ansätze dazu, beschränkt auf partikuläre Gesichtspunkte. Das müsste nicht so sein! Mit einem solchen Anschluss-test könnte er sich auf die fallbezogenen Verfahren seiner Stichwortgeber berufen – auf Bourdieus belegende Textdokumente, auf Certeaus theoriegenerierende Werkanalysen, auf Descolas Porträts von Kulturen, auf die Fokussierung von Chris Lorenz auf Forschungskontroversen.

Dann wäre innovative Anschauung vollbracht. Dann wäre die abstrakt so einleuchtende Chronoferenz, der neue Hebel für die produktive Analyse und Vermittlung der temporalen Paradoxien, dann wären der Zeiten-ort und die Zeit-schaft im methodisch brauchbaren Bezug zum Material, auf das Landwehr so heftig und richtig pocht, dann wäre exemplarische Geschichtsarbeit neuen Stils erprobt. Aber wer nicht warten will auf solche ›Zeitschaftserweise‹ Landwehrs, der lese die von ihm hochgelobten *Ringe des Saturn* von Winfried Georg Sebald. Oder er/

sie fange – mühsamst – bei sich selber an. Die Instrumente sind da. Ob sie taugen, muss die Historie praktisch zeigen.

LUDOLF KUCHENBUCH (BERLIN)

■ Microhistory and the Picaresque Novel

Binne de Haan/Konstantin Mierau (Hg.), Microhistory and the Picaresque Novel. A First Exploration into Commensurable Perspectives, Newcastle upon Tyne (Cambridge Scholars Publishing) 2014, 138 S., £ 39,99

Mikrogeschichte und Schelmenroman – wie passt das zusammen? Soll man an Faktualität als ein leitendes Kriterium der Geschichtswissenschaft, Fiktivität als ein konstitutives Moment der Literatur denken? Das Stichwort der Mikrogeschichte macht sogleich klar: Bei einer solchen sehr allgemein bleibenden Verhältnisbestimmung, die zumindest seit den Arbeiten etwa von Hayden White nicht mehr überzeugt, will der Band nicht stehen bleiben. Wie die Einleitung und mehrere Beiträge betonen, steht Mikrogeschichte für das Hinterfragen gängiger Geschichtserzählungen, für Kritik an einer Ausblendung großer Teile der Bevölkerung aus solchen *Grand Narratives* und für ein Konzept von historischen AkteurInnen, das nicht auf Eliten beschränkt ist. Dass die Geschichtswissenschaft wiederum mit Konstruktionen arbeitet, die methodisch sorgfältig reflektiert werden müssen, hat gerade die Mikrogeschichte stets als ein Hauptanliegen diskutiert.

Am Beispiel der Figuren Menocchio und Guzmán de Alfarache stellen die Herausgeber in der Einleitung das Problem vor, mit dem sich die Beiträge befassen. Gemeinsamer Ausgangspunkt von der Literaturwissenschaft her ist die Figur des Guzmán de Alfarache, die im Schelmenroman in der Ich-Form und mit einer ausgefeilten literarischen Subjektivität gestaltet wird. Autoren wie Mateo Alemán (1547-1613), die meist

der kulturellen Elite angehörten, führten in dieser literarischen Form seit dem 16. Jahrhundert Diskurse über unechte Armut – ein großes Thema der Frühen Neuzeit überhaupt. Anhand der *pícaro*-Figur geht es nun um historische Kontextualisierung als ein methodisches Problem.

Schelmenromane werden von WissenschaftlerInnen vielfach direkt auf eine makrohistorische Ebene bezogen. So werden sie als direkte sozialhistorische Quellen zu marginalisierten sozialen Gruppen konstruiert, die hier zudem eine eigene Stimme zu finden scheinen, und zugleich als Belege für historische Makro-Prozesse eingesetzt. Ignoriert werden bei diesem Verfahren die Partikularität der *pícaro*-Figur ebenso wie die Perspektiven und Schreibstrategien der jeweiligen Autoren, durch die die fiktive Figur ja erst konstituiert wird. Die Frage des Bandes richtet sich nun darauf, wie diese literarische Figur historisch kontextualisiert werden kann, ohne sie sogleich mit realen marginalisierten Gruppen zu identifizieren und als deren Repräsentanten zu generalisieren.

Beabsichtigt ist also ein Dialog von Geschichts- und Literaturwissenschaften, der ein konkretes Problem ins Auge fassen soll. Die gesuchte gemeinsame Ebene dafür findet sich über eine akteurzentrierte Perspektive, worin sich die Mikrogeschichte mit verschiedenen biographischen Praktiken trifft. Der Müller Menocchio, eine reale und entschieden außergewöhnliche historische Person des 16. Jahrhunderts, kann, wie Carlo Ginzburg 1973 in einer großen mikrohistorischen Studie gezeigt hat, gerade in seiner Partikularität allgemeine Verhältnisse sichtbar machen. Denn gesellschaftliche Strukturen stellen die Rahmenbedingungen für Möglichkeiten und Grenzen des Handelns dar. Diese aufwändige Rekonstruktion kann allerdings nur mit den Methoden einer mikrohistorischen Kontextualisierung geleistet werden und muss begleitet sein von ausdrücklich zu stellenden Fragen nach *agency* im Sinne von realen und zugeschriebenen Handlungsmöglichkeiten.

Grundlage des Dialogs für beide Disziplinen ist sodann ein weiterer gemeinsamer methodischer Ansatzpunkt, der die Schreibstrategien, Schreibmuster und Schreibsituationen der untersuchten Texte nicht übergeht, sondern in den Vordergrund rückt: Die jeweiligen Praktiken der Repräsentation in Texten unterschiedlicher Art müssen berücksichtigt und genau untersucht werden. Das gilt in Bezug auf *pícaro*-Figuren wie Guzmán genauso wie in Bezug auf reale Personen wie Menocchio oder für die zahlreichen Vagabunden, müßigen Bettler und Delinquenten der Frühen Neuzeit.

Während die Mikrogeschichte sich bisher überwiegend mit ländlichen Kontexten befasst hat, bildet in diesem Band die Stadt den gemeinsamen Rahmen für die sechs Beiträge, die von zwei Sozial- und Mikrohistorikern, zwei Vertretern der *Biography Studies* und zwei Literaturwissenschaftlern verfasst wurden. Der schmale Band enthält gerade mit seinem problemorientierten Fokus ein großes Potential an Anregungen auch für historische Forschungen. Die einzelnen Beiträge sollen daher vor allem in methodischer Hinsicht genauer gewürdigt werden.

Der erste Beitrag stammt von Giovanni Levi, einem der Pioniere mikrohistorischen Arbeitens und Denkens. Levi beginnt seinen kurzen und prägnanten Text mit dem Hinweis auf Unterschiede zwischen historischer Wissenschaft mit ihrem realitätsorientierten Wahrheitsbegriff und dokumentbasierten Verfahrensregeln einerseits und Literatur andererseits. Vor diesem Hintergrund stellt er die Frage, was HistorikerInnen von einer literarischen Gattung wie dem Schelmenroman lernen könnten. Im Unterschied zu anderen Verhaltenswissenschaften seien wesentliche Annahmen bisher nicht in Frage gestellt worden: nämlich die Rationalität menschlicher Entscheidungen, die Linearität von Biographien, der selbstgewisse Autoritarismus der eigenen Diskurse und schließlich der Rest-Positivismus, der eine scheinbar »wissenschaftlichere« Quantifizierung einer Wissenschaft der Werte und Relationen gegenüberstellt.

In dieser Situation kann ein genauer Blick auf die pikareske Literatur mit ihren experimentellen und provozierenden Freiheiten für die Geschichtswissenschaft dadurch nützlich sein, dass sie Aufmerksamkeit für Fragen des Lesens und Darstellens von Realität weckt, für Probleme, die HistorikerInnen noch unzureichend bearbeitet haben und die sie bearbeiten müssen, wenngleich sie die Lösungen in ihren eigenen Kategorien zu finden haben. Levi benennt etwa die Aufwendung einer erheblichen erzählerischen Energie für Orte und Objekte als Kontextelemente, die für historische AkteurInnen und Handlungen relevant sind, und problematisiert damit die Dokumentation dessen, was keine Dokumente hinterlässt. Schließlich hebt er besonders die narrative Form mit dem Ziel des Erstaunens und des Vergnügens seitens der LeserInnen hervor und damit die Suche nach dem Ungewöhnlichen und dem Unerwarteten. Spätestens hier fällt die Analogie zur Mikrogeschichte auch direkt ins Auge, wird doch auch von ihr die Notwendigkeit des *defamiliarizing* unterstrichen.

Matti Peltonen befasst sich mit dem Thema der Marginalität, das der Mikrogeschichte nicht zuletzt unter polemischen Gesichtspunkten oft in überspitzter Form zugeschrieben wurde. In der Betonung von Marginalität in Bezug auf historische AkteurInnen, Lebensbereiche und Handlungsfelder sieht Peltonen einen veränderten Fokus der Geschichtswissenschaft, der die etablierten Zugänge zu Geschichte ebenso wie Geschichtsdarstellungen berührt und in Frage stellt. Entsprechend diskutiert er mit der Mikrogeschichte geschichtstheoretische Überlegungen zu Narrativität. Betrachtet werden dabei unterschiedliche Ebenen von Narrativen als Teil der Frage nach mikrohistorischer Praxis und der historischen Kontextualisierung der Protagonisten pikaresker Romane. Nicht erörtert werden bei Peltonen die Positionen, die von MikrohistorikerInnen selbst vertreten werden, d. h. die jeweils artikulierten Forschungsziele. Mikrohistorische Untersuchungen zu Personen wie Me-

nocchio erfolgen ja nicht mit der Absicht, eine heraus- und überragende historische Bedeutung solcher einzelnen historischen AkteurInnen zu postulieren. So wie es auch Giovanni Levi in seinem Beitrag formuliert, geht es in mikrohistorischen Arbeiten um problemorientierte Untersuchungen, die aus einer veränderten wissenschaftlichen Perspektive die Gesellschaft insgesamt mit ihren Hierarchien und Machtverhältnissen in den Blick nehmen, nicht aber um eine bloße Auf- und Umwertung des Marginalen an sich. Die Frage des Neudenkens von Geschichte und von Geschichtserzählungen, die sich aus einer veränderten Perspektive auf Marginales und Zentrales ergibt, ist in diesem Beitrag deutlich formuliert und bleibt als zu bearbeitendes Problem im Raum stehen.

Robert Folger diskutiert in seinem Beitrag die Darstellung von Stadt in pikaresken Romanen. Einleitend stellt er fest, dass die Thematisierung der Stadt als Bühne narrativer Darstellungen und das Auftauchen von Subalternen auf diesen städtischen Bühnen grundsätzlich ein zentrales Moment pikaresker Romane ist. Die meisten Autoren nahmen demnach die Stadt als einen chaotischen Raum wahr, gefährlich für physisches und religiöses Gedeihen. Es ergibt sich mit diesen Romanen ein Einblick in die kulturell bestimmte Konstruktion der Stadt als umkämpfter und konflikthafter Raum. An zwei pikaresken Texten diskutiert er die Thematisierung des sozialen Raums in der Stadt: an dem zumindest teilweise autobiographischen Roman *La vida y hechos de Estebanillo Gonzalez*, 1645, und an dem literarisch-fiktionalen Roman von Francisco de Quevedos *La vida del Buscón*, 1626. Folger argumentiert, dass die Darstellung des sozialen Raums in einem nur teilweise an reale Momente gebundenen Text in geringerem Maße möglich sei als in einem durchgängig fiktionalen Text. Diese auch für HistorikerInnen interessante These bleibt allerdings ohne Begründung. Ausgangspunkt für Folgers Analyse ist Foucaults Konzept der Heterotopie – reale Orte meinent, die zugleich als aktualisierte Utopien

eine Widerspiegelung oder ein Gegenbild des Ganzen der Gesellschaft darstellen. Folger kontrastiert partikulare, zum Teil subalterne heterotope Räume (etwa einer *pícaro*-Gang in Madrid) mit dem sozialen Raum Stadt als Ganzem. Es geht ihm also nicht darum, das Partikulare als Test zu betrachten, mit dem die vorhandenen Narrative des Ganzen geprüft werden können. Damit kann der Beitrag interessante und wichtige Fragen nach sozialem Raum aus konfligierenden Perspektiven aufwerfen. Methodisch bleibt er indes an den vorab gewählten theoretischen Konzepten als Postulaten haften. Daraus ergibt sich eine analytische Vagheit. So bleiben etwa wichtige Aspekte wie die *agency* von Figuren analytisch ungenutzt. Ungenutzt bleibt auch genau die präzise, mikrohistorisch orientierte Kontextualisierung, die die Herausgeber sich eigentlich für diesen Band gewünscht hatten.

Hans Renders befasst sich in seinem Beitrag mit der historiographischen Praxis der biographischen Rekonstruktion. Als Problem formuliert er, dass Biographien oft nur etablierte Narrative durch Erzählung des Kleinen bestätigen, d. h. ihr Material als bloße Illustration in bestehende Geschichtserzählungen einfügen. Überwiegend, so betont er, würden Biographien von Insidern geschrieben (Katholiken über Katholiken etc.) und von einer Perspektive auf Konformität der historischen AkteurInnen geprägt. Stattdessen sollten partikulare Fälle genutzt werden, um solche etablierten Narrative und Vorstellungen vom »Ganzen« zu testen – so eine zentrale Forderung des Beitrags. Für BiographInnen ist es aus diesem Grunde wichtig, sich weniger um RepräsentantInnen als um marginale Personen zu kümmern, weil die damit verbundene *agency*-Perspektive etablierte historische Erklärungen in Frage zu stellen geeignet ist. Die Schicksale der Einzelnen seien nicht von einer größeren sozialen Einheit – soziale Gruppe, Stadt, Nation – determiniert. Passender sei das Konzept des »normalen Exceptionellen«. Es lehre etwas über soziale Beziehungen und über die Handlungsräume konkreter historischer Ak-

teurInnen. Mit dem Nachdruck auf ergebnisoffenem Arbeiten adaptiert Renders hier mikrohistorische Überlegungen und Verfahrensweisen für Biographien.

Binne de Haan befasst sich mit biographischen und mikrohistorischen Forschungsansätzen zur Stadtgeschichte. Da die Mikrogeschichte sich bisher überwiegend mit ländlichen AkteurInnen und Räumen beschäftigt hat, ist mit städtischen AkteurInnen und Räumen noch weitgehend Neuland zu erschließen. De Haan betont bei diesen Ansätzen insbesondere die disziplinäre Vielfalt des Forschungsfeldes. Im Vordergrund steht für ihn das Stichwort der Erfahrung städtischen Lebens – ein Konzept, das allerdings von HistorikerInnen oft als zu vage erachtet wird. Mit der Orientierung an *agency*, Alltag und Praktiken lasse sich ein gemeinsamer Bezugsrahmen sowohl für pikarische Figuren als auch für reale historische AkteurInnen in Bezug auf Stadt-Erfahrungen herstellen. Der Beitrag regt von Seiten der *Biography Studies* an, sowohl biographische Ansätze und Methoden als auch Stadtgeschichte konsequent mikrohistorisch anzulegen und zu reflektieren, damit auch von hier aus Narrative und Konzepte geprüft, vertieft und weiter entwickelt werden können. De Haan adaptiert mikrohistorische Fragestellungen und Verfahrensweisen insbesondere in einer biographieorientierten Variante gezielt für stadtgeschichtliche Studien, bei denen literarisch-fiktionale wie faktuale Texte in dieser breiten Matrix nebeneinander platziert werden können.

Konstantin Mierau befasst sich mit Klatsch und Gerede in einer pikarischen Kurzgeschichte von Gonzalo de Céspedes y Meneses (*Los dos Mendozas*, 1623). Die Frage der Kontextualisierung der *pícaro*-Texte beziehungsweise der durch sie vorgetragenen literarischen Sprechakte wird in diesem Band nur bei Mierau näher thematisiert, bleibt also, wie die Einleitung zu Recht betont hatte, als ein wichtiges Forschungsthema noch genauer zu bearbeiten. Mierau liefert dafür ein Lehrstück. Er nimmt eine

doppelte Kontextualisierung vor: erstens literarisch, den Rahmen, die Erzählerfigur und deren autorisierende Qualitäten betreffend. Zweitens historisch, bezogen auf den Kontext der literarisch dargestellten städtischen Kommunikationsorte und -teilnehmerInnen. Das Ergebnis: Eine an Michail Bachtin anknüpfende, unbesehene Annahme karnevalesker Inversion würde beide Kontexte ignorieren. In Mieraus reflektierter Rekonstruktion wird städtischer Raum auf konkrete Praktiken zurückgeführt, die sowohl durch reale historische AkteurInnen einschließlich literarischer Autoren als auch durch literarische Sprechakte und gesellschaftliche Diskurse ausgeübt werden. Entsprechend dieser methodischen Sorgfalt wird hier auch nicht so etwas wie »der soziale Raum der Stadt als Ganzes« postuliert. Die Mikrogeschichte erlaubt es, so führt Mierau unter Verweis auf Levi aus, plurale und auch konfligierende Normensysteme zu erkennen, eine Gegenprobe zu machen, literarische Makroebenen – nämlich Archetypen wie das Konzept des Karnevals – sowohl zu thematisieren als auch sich davon zu lösen, Beobachtungen als Experimente und nicht bloß als Exempla zu verarbeiten. Eine Verknüpfung des literarischen Textes mit anderen literarischen und historischen (Quellen-) Texten und mit biographischen Informationen über die Autoren führt zur Erkenntnis, dass der literarische Text ein davon unterschiedenes und in diesem Fall auch abweichendes Wertesystem repräsentiert. Mieraus brillanter Beitrag, ganz auf der Höhe des in der Einleitung entworfenen Programms, erlaubt es also, einen literarischen Text als Sprechakt zu rekonstruieren. »Literarische« (fiktionale) und »historische« (faktual lesbare) Texte können so zusammengeführt und in sinnvolle Bezüge zueinander gestellt werden. Von hier aus wird auch für (mikro-) historische Studien ein methodischer Weg sichtbar, literarische beziehungsweise fiktionale Texte als Quellen in die rekonstruierende Arbeit zu integrieren.

GABRIELE JANCKE (BERLIN)

■ Eine tanzende Kirche

Philip Knäble, Eine tanzende Kirche. Initiation, Ritual und Liturgie im spätmittelalterlichen Frankreich (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne), Köln/Weimar/Wien (Böhlau) 2016, 384 S., 12 Abb., 50 €

Kein Zweifel – die zu besprechende Studie ist ein mutiges Buch. Mutig, da die Grundthese, die spätmittelalterliche Kirche sei nicht tanzfeindlich oder tanzabstinent, sondern in manchen Bereichen durchaus eine *ecclesia saltans* gewesen, seit rund 20 Jahren in der Mediävistik bekannt und kaum strittig ist. Mutig ferner, da die als Beleg gewählten Fallbeispiele – die Pelotte und die Cazzole der Kathedralkirchen von Auxerre und Sens – die Klassiker der diesbezüglichen Beweisführung sind, obwohl quellenkritisch durchaus schwierig. Denn die meisten einschlägigen Belege stammen aus dem 18. Jahrhundert. Mutig ist zuletzt das Vorgehen: so benötigt die Arbeit rund 250 Seiten, bis der Autor in Sens und Auxerre angelangt ist.

Zuvor skizziert Philip Knäble anhand ausgewählter Texte das kirchliche Tanzverständnis in breitem zeitlichen Zugriff vom 16. bis 21. Jahrhundert. Dies muss notgedrungen anthologisch ausfallen, da von Huldrych Zwingli bis Karl Rahner viel darüber gesagt wurde und der Tanzteufel durch so manchen Traktat, nicht nur der Reformationszeit, hüpfte. Insgesamt wird ein relativ enges, sich wiederholendes Zitatensrepertoire vornehmlich aus der Bibel und den Kirchenvätern verwendet, aus denen jene Stellungnahmen schöpften, so dass sich die Quellen durch ein nahezu selbstreferentielles System auszeichnen.

Im Anschlusskapitel (»Ecclesia saltans? – Kirchliche Tanzverbote und Tanzpraktiken im Spätmittelalter und der Renaissance«) untermauert Knäble die vor allem von Walter Salmen in mehreren Studien seit den 1990er Jahren vorgebrachte Grundthese einer von gottgefälligen Vorstellungen wie den

Engelsreigen oder dem davideischen *saltator* beeinflussten, durchaus auch tanzfreundlichen Kirche. Vom 4. Lateranum (1215) bis zum Tridentinum (1563) habe kein Konzil ein generelles Tanzverbot erlassen. Zudem sei die Teilnahme von Klerikern an Tanzveranstaltungen, ja sogar deren Organisation durch Geistliche belegt.

Dies leitet nun über zu den eingangs genannten Fallbeispielen der Osterkapeltänze von Auxerre und Sens, die sozialtopographisch kontextualisiert und hierauf in ihrem Bedeutungsspektrum analysiert werden. Knäble kann dabei gegen gängige Ansichten die Unterschiede der beiden Tänze profilieren und deutet die zu Ostern 1396 ersterwähnte Pelotte von Auxerre als heilsgeschichtlich einzuordnende Initiati- on, Positionierung und Legitimierung der Kapitelgemeinschaft und die Cazzole von Sens als einen an die alttestamentarische Durchquerung des Roten Meeres erinnernden Freudentanz in Anbindung an die Osterliturgie. Ein wesentlicher Unterschied der beiden Rituale bestand auch in der Einbeziehung des jeweiligen Bischofs, ohne den die Pelotte – im Gegensatz zur Cazzole – auskam, weshalb sich beim Ostertanz von Auxerre das Domkapitel (mit den hier neu in die Gemeinschaft aufgenommenen Kanonikern) als eigene Körperschaft (gegenüber dem Oberhirten) konturierte.

Knäble fügt seine Betrachtungen methodisch in die Felder der symbolischen Kommunikations- und Ritualforschung ein. »Begrift man die Gesellschaft des Spätmittelalters in der Logik einer Präsenzkultur als Kommunikation unter Anwesenden, stellten Rituale eine Beziehung zu gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen und Herrschaftsentwürfen her«. Vor diesem Hintergrund bedeutete das Ende der Tänze im 16. Jahrhundert auch einen Verlust an Deutungshoheit über bisherige Zeichensysteme und eine Suche nach neuen substituierenden Ritualen. Die Kapitel von Sens und Auxerre hatten buchstäblich ausgetanzt. 1538 verkündete das Pariser Parlament, nachdem be-

reits gegen Ende des 15. Jahrhunderts Kritik laut geworden war, das endgültige Aus der Pelotte von Auxerre; Revisionsklagen von Seiten des Kapitels verhallten. In Sens fiel das Fallbeil für die Cazzole zwischen 1517 und 1520. Damit endete eine sakrale Tanzkultur, deren Wurzeln der Autor (ähnlich wie Gregor Rohmann) in der christlichen Adaption neoplatonischen und pythagoreischen Gedankenguts an den Kathedralschulen, beginnend im 12. Jahrhundert, sieht.

Man könnte sich fragen, warum Knäble es bei diesen Fallbeispielen belässt. Warum schaut er nicht in die Domkapitel von Chartres und Paris oder in Kollegiatstifte wie Saint-Quiriac in Provins, um seine Überlegungen auf eine breitere Quellengrundlage zu stellen? Warum wird nicht der Vergleich mit den belegten englischen Kathedraltänzen gesucht? Stattdessen schreitet der Autor auf den kulturalanthropologischen Wegen weiter, die Gregor Rohmann 2012 bei seiner großangelegten Dekonstruktion der Tanzwut-Meistererzählung als spätmittelalterlichem Krisenphänomen gewiesen hat. Auch Knäble deutet seine Fallbeispiele als mittelalterliche Auseinandersetzung mit antiken Mythen – konkret: die Labyrinth der Kathedralen, auf denen die Kanoniker tanzten, und das Ballspiel von Auxerre im Zusammenhang mit dem christlich umgedeuteten Theseusmythos (Sieg über den Minotaurus nun Sieg über den Teufel) – sowie als Echo-kammer kosmologischer Vorstellungen, wie sie sich auch in den Steinreliefs der Kirchen spiegeln. So kann er die Kathedraltänze durchaus überzeugend in den Diskurswollen seines Untersuchungskorridors verorten, wofür er auch sämtliche einschlägige »Geschütze« von Geertz bis Foucault auffährt (auch wenn dies nicht immer zwingend nötig gewesen wäre).

Insgesamt fügt sich Knäbles Arbeit in eine Reihe neuerer Untersuchungen (Jörg Sonntag 2013 zum »homo ludens« in den mittelalterlichen Klosterkirchen oder Yann Dahhaoui u. a. 2006 und Tanja Skambraks 2014 zum Kinderbischofsfest) ein, die deut-

liche Korrekturen am lange Zeit vorherrschenden Verständnis von spätmittelalterlicher Liturgie und Frömmigkeit angebracht haben. Der oft zitierte Ausspruch des 1240 verstorbenen Kardinals Jakob von Vitry: »chorea enim circulus est, cuius centrum est diabolus« (der Tanz ist ein Kreis, in dessen Mitte der Teufel steht) hat auch durch Knäbles Dissertation viel von seiner apodiktischen Kraft verloren.

Um zum Anfang zurückzukommen: Gewiss könnte man der Studie inhaltlich einiges vorwerfen. Wo sind die neuen Quellen? Wo sind die neuen Beispiele? Wo sind die großen umstürzlerischen Thesen? Dem Autor ist dies zweifellos bewusst, wenn er seine Fußstapfen in viel gepflügte Felder drückt und seine Untersuchung vornehmlich zu einem methodischen, aber äußerst lehrreichen Exerzierplatz macht. Es ist das Verdienst der gutgeschriebenen, bis auf Kleinigkeiten (so heißt es etwa Kartäuser, nicht Karthäuser, die Zeitzer Chronik ist das Chronicon Citicense, und nicht das Chronicon Citicensi) sehr sauberen und durch ein zuverlässiges Namenregister zu erschließenden Arbeit, einen breiten Diskursrahmen vornehmlich zum 15. und 16. Jahrhundert abgesteckt und an zwei Fallbeispielen kulturhistorische Interpretationspotentiale ausgelotet zu haben, die durchaus tragfähig für vergleichbare Arbeiten sind. Diese sollten jetzt verstärkt darauf achten, die Quellenbasis zu erweitern und weitere Fälle für eine komparatistische Analyse zu erschließen. Auch tiefere terminologische Studien scheinen vielversprechend. Bedeutsam sind nicht zuletzt Knäbles transdisziplinäre Überlegungen, die künftig noch intensiver auf den Austausch mit Musik- und Liturgiewissenschaft setzen sollten. Potentielle Leserinnen und Leser sollten sich also keineswegs vom ersten Satz der Arbeit (»Es begann mit einer Fußmassage«) oder weiteren eher bekenntnishaften Stellungnahmen von der Lektüre eines instruktiven und im Großen wie im Detail gedankenreichen Buchs abschrecken lassen.

CHRISTOF PAULUS (MÜNCHEN)

■ Bordering Early Modern Europe

Maria Baramova/Grigor Boykov/Ivan Parvev (Hg.), Bordering Early Modern Europe, Wiesbaden (Harrassowitz) 2015, 285 S., 51 Abb., 8 Karten, 68 €

Was »Europäische Geschichte« beziehungsweise eine »Geschichte Europas« sei, ist insbesondere in den letzten dreißig Jahren intensiv diskutiert worden. Diese Debatte ist auch an der Frühneuzeit-Forschung nicht vorbeigegangen. Die mittlerweile klassische Frage Peter Burkes aus dem Jahr 1980 – »Does Europe exist before 1700?« – stellte dabei sicherlich eine Initialzündung *avant la lettre* dar. Mittlerweile sind die Studien zu einem frühneuzeitlichen Europa ebenso zahlreich wie die vielfältigen theoretischen Positionierungen zum Thema tendenziell aporetisch. Eine Geschichte Europas, so scheint es, kann angesichts der derzeitigen gesellschaftlichen Debatten und historiographischen Tendenzen nur noch im Rahmen von Globalgeschichte konzipiert werden. Die Frühneuzeitforschung hat in diesem Sinne ihren Blick einerseits auf die kolonialgeschichtlich grundierten Verflechtungen in Richtung Amerika, Asien und Afrika geweitet. Andererseits gerät mit der Auflösung eines allgemein akzeptierten normativen Europakonzepts und dem zunehmenden Interesse für Imperialgeschichte auch das Osmanische Reich intensiv in den Fokus.

Wenn die HerausgeberInnen des vorliegenden Bandes in ihrem Vorwort einen Rückbezug auf Peter Burkes Frage evozieren und einen inhaltlichen Schwerpunkt auf die Konfrontation eines christlichen Europa mit dem Osmanischen Reich legen, so wollen sie damit zugleich große Probleme »Kerneuropas« wie Islamophobie und die auch innerhalb Europas existierenden Ost-West-Gegensätze über die Klammer des Themas Grenze miteinander verbinden. Mithin handelt es sich um ein ambitioniertes Programm, das darüber hinaus einen Beitrag

zur historischen Positionierung des Raums leisten soll, dessen Imagination als »Balkan« seit längerem dekonstruktivistischer Kritik unterzogen wird. Beeindruckend ist es, dass die HerausgeberInnen ohne den Umweg der vertieften Systematisierung einer Einleitung solch ein breites Panorama auf den knappen drei Seiten eines Vorwortes aufspannen. Nach herkömmlichen Maßstäben ist dies sicherlich ein – passend zum Thema – grenzwertiges Vorgehen. Allerdings ist es wahrscheinlich nur konsequent, schließlich sind die in dem auf eine 2013 durchgeführte Konferenz zurückgehenden Sammelband vereinten neunzehn Beiträge wohl auch kaum auf einen konkreteren gemeinsamen Nenner zu bringen.

Formal gliedert sich der Band in drei Teile, von denen der erste sich allgemein mit dem Problem politischer und geostrategischer Grenzen beschäftigt und der zweite das Problem von Ab- oder Begrenzung von Regionen in Europa thematisiert. Der dritte Abschnitt ist »Bordering ›Turkey in Europe« überschrieben und konzentriert sich auf Südosteuropa beziehungsweise den Balkan aus einer osmanischen Innenperspektive. Es ist gerade dieser letzte Teil des Bandes, in dem die Beiträge die höchste inhaltliche Kohärenz aufweisen. Dies scheint kaum zufällig, konzentrieren sich doch alle fünf Aufsätze dieses Abschnittes auf ein wesentlich engeres Thema als der mehrdeutige Gesamttitel des Sammelbandes es suggeriert: Hier geht es nämlich um architektur- und urbanismusgeschichtliche Annäherungen an die Frage nach Südosteuropa als Grenzregion des Osmanischen Reiches. Zwangsläufig wird hier in den Beiträgen von Heath W. Lowry, Mariya Kiprovska, Machiel Kiel oder Grigor Boykov wiederholt auf die entscheidende Rolle mächtiger Dynastien osmanischen Militäradels verwiesen, die die Grenzregionen des Reiches auch baulich dominierten. Sehr differenziert analysiert dabei etwa Boykov vor dem ideologisierten Hintergrund der türkischen wie der bulgarischen Historiographie der Mitte des 20. Jahrhunderts

die osmanischen T-Bauten in Südosteuropa, die religiöse wie soziale Einrichtungen beherbergten. Sie dienten als Zeichen von Raumbesetzung und als multifunktionale Pioniergebäude, die sich bereits im 14. Jahrhundert bei den frühen Osmanen am Ende der Seldschuken-Zeit in Anatolien als Teil von Eroberungsbebauung etabliert hatten. Kornelija Jurin Starčević ihrerseits zeigt, in welcher Weise sich dörfliche und kleinstädtische Strukturen um osmanische Festungen herum bildeten und dabei nur bedingt zwischen Zivilbevölkerung und Soldaten zu trennen war. Die Grenzsituation wurde sowohl zur *raison d'être* dieser Siedlungen, aber durch den permanenten Kriegszustand zugleich zu deren Entwicklungshemmnis.

Obwohl Kiprovska wie Starčević die Frage nach der Entwicklung linearer Grenzen zwischen dem Osmanischen Reich und seinen Nachbarn in ihren Texten jeweils nur knapp berühren, so bieten sie doch dem dankbaren Leser den expliziten Rückbezug auf eine Frage, der sich auch die Beiträge von Jovan Pešalj sowie von Maria Baramova und Tatiana Bazarova im ersten beziehungsweise im zweiten Abschnitt des Sammelbandes widmen. Beschäftigen sich Pešalj und Baramova mit der Grenze zwischen Habsburger Reich und Osmanen, bietet Bazarova einen lehrreichen Einblick in die praktische Arbeit osmanisch-russischer Grenzkommisionen nach dem Frieden von Adrianopel (1713). Pešalj führt die These aus, dass die Entwicklung einer linearen Grenze zwischen Habsburger und Osmanischem Reich zu Beginn des 18. Jahrhunderts zwar einer gesamteuropäischen Logik gehorcht habe, der spezielle habsburgisch-osmanische Fall hierbei jedoch eine deutliche Vorreiterrolle eingenommen habe. Ergänzend zu der Frage nach Grenzziehungen im geographischen Osten beziehungsweise Südosten lassen sich die sehr kurzen Überlegungen Heinz Duchhardts ganz zu Beginn des Bandes lesen. Sie skizzieren die Territorialkonflikte zwischen Frankreich und dem Heiligen Römischen Reich, die auch auf dem Feld der Kartogra-

phie des 17. und 18. Jahrhunderts ausgetragen wurden.

Als einen dritten thematischen Schwerpunkt der versammelten Beiträge meint der Rezensent die Frage nach der diskursiven Konstruktion Europas und seiner Grenzen identifizieren zu können. Das Potpourri der Aufsätze reicht hier vom Bild der Krim-Tataren in Polen-Litauen (Dariusz Kołodziejczyk) und der deutschsprachigen Reiseliteratur zum Osmanischen Reich (Karl Vocelka) über den Balkan in Friedensplänen der Frühen Neuzeit (Ivan Parvev), die deutsche Europa-Historiografie (Martin Espenhorst) und den Europa-Diskurs im Allgemeinen (Wolfgang Schmale) bis hin zur kroatischen Aufklärungspublizistik (Naoum Kaytchev). Den Autoren der genannten Beiträge soll beileibe kein Unrecht geschehen, wenn sie hier allzu summarisch abgehandelt werden. Die einzelnen Aufsätze erweisen sich allerdings als thematisch so divergent, dass deren ausführlichere Besprechung erst das leisten müsste, worauf die HerausgeberInnen offensichtlich verzichtet haben: systematische Zusammenhänge und eine gewisse Kohärenz herauszuarbeiten.

Ein Aspekt von Grenzen bleibt allerdings leider unterrepräsentiert – die Frage nach Verbindungen und Verflechtungen über reine Abgrenzungen hinaus. Ausnahmen sind hier Kołodziejczyk, der dieses Problem in seinem knappen Beitrag anschnidet, sowie insbesondere die Studie von Vera Costantini zum osmanisch-venezianischen Grenzregime. Sie zeigt überzeugend die ökonomisch-politischen Verflechtungen beider Parteien im Wechselspiel zwischen zentralen wie lokalen und regionalen Ebenen am Beispiel der in Dalmatien gelegenen venezianischen Kolonie Spalato, dem heute kroatischen Split. Costantini betont dabei, dass die venezianischen Autoritäten im späten 16. und beginnenden 17. Jahrhundert ihre auf die Erhaltung der wichtigen Handelswege bedachte Kompromisspolitik gegenüber Vertretern des Osmanischen Reiches gezielt unter dem Radar europäischer Wahrnehmung betrieben.

Schließlich finden sich im vorliegenden Sammelband noch einige Beiträge, die für sich genommen durchaus anregend sind, jedoch angesichts des ansonsten auf die Frage nach den Grenzen des Osmanischen Reiches und seiner »europäischen« Nachbarn ausgerichteten Schwerpunktes vollkommen vereinzelt dastehen. Dies gilt für den Aufsatz Colin Heywoods zu einem Vergleich der spätmittelalterlichen Herrscher Mehmed des Eroberers und Karl des Kühnen ebenso wie für die Betrachtungen Rossitza Tashevas zu den Diskussionen über die territoriale Integration der päpstlichen Exklaven Avignon und Venaissin im Rahmen der Französischen Revolution.

Alles in allem bleibt der Rezensent nach der Lektüre etwas ratlos zurück. Mit *Bordering Early Modern Europe* liegt ein in Teilen anregender, im Ganzen jedoch disparater Band vor, der in diesem Sinne nur sehr eingeschränkt das ambitionierte Programm einlösen kann, das das Vorwort skizziert. Vielleicht passt dies in gewissem Sinne durchaus zur Ratlosigkeit der derzeitigen Europa-Historiographie, der ein konzeptioneller wie narrativer Konsens abzugehen scheint. Befriedigen kann es dennoch nicht.

KOLJA LICHY (GIESSEN)

■ Küster im Fürstbistum Münster

Sabine Eibl, Küster im Fürstbistum Münster. Stabsdisziplinierung, Gemeindeansprüche und Eigeninteressen im konfessionellen Zeitalter (Westfalen in der Vormoderne. Studien zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Landesgeschichte; Bd. 27), Münster (Aschendorff Verlag) 2016, 318 S., 4 Abb., 44 €

Das Thema Konfessionalisierung ist ein langjährig beforschtes, beliebtes und umstrittenes Feld innerhalb der Frühneuezeitforschung. Trotz unzähliger Beiträge und Debatten ist die Frage, wie es eigentlich genau zu einer Konfessionalisierung einzelner

Gemeinden im Laufe der Frühen Neuzeit kam, noch weitestgehend unbeantwortet. Sabine Eibl geht mit ihrer Dissertation zum katholischen Küsteramt in ländlichen Gemeinden des Fürstbistums Münster dieser Frage nach. Ihre Arbeit umspannt dabei die gesamte Epoche der Frühen Neuzeit, von der Konfessionalisierung bis zur katholischen Aufklärung. Damit leistet ihr Buch neben einem Beitrag zur Frage nach der Konfessionalisierung vor Ort auch einen zur Landesgeschichte Westfalens und stellt zugleich eine erste umfassende Monographie zum Amt des Küsters in der Frühen Neuzeit dar. Quellenbasis hierfür sind zu einem überwiegenden Teil normative Quellen, die von der kirchlichen Obrigkeit angefertigt wurden (Visitationsprotokolle, Sendgerichtprotokolle, Steuer- und Schatzlisten usw.). Gebrochen und angereichert wird diese Blickrichtung »von oben« durch Quellen, die von den jeweiligen Pfarrern und Küstern vor Ort aufgezeichnet wurden (Kirchenbücher, Aufgabenkataloge, Kirchenrechnungen, Küsterpflichtbücher usw.). In einzelnen Fällen bieten Beschwerde- und Anklageschriften der ländlichen Bevölkerung eine zusätzliche Perspektive auf das Küsteramt.

Das Küsteramt ist ein Kirchenamt, das ohne Weihe auskommt. Der Küster war als Gehilfe des Pfarrers mit wichtigen Funktionen innerhalb der kirchlichen und weltlichen Verwaltung ausgestattet und changierte damit – das arbeitet Eibl gekonnt und detailreich heraus – zwischen profan-weltlichen und kirchlich-sakralen Aufgabenbereichen. Die Hauptaufgaben des Küsters waren die Reinhaltung der Kirchenräume und die aktive Mitwirkung am Gottesdienst und bei der Spendung der Sakramente. Als Familienvater und über diverse Nebentätigkeiten meist als Schullehrer, aber etwa auch als Wirt, Schreiber oder Nachtwächter war der Küster zudem in den nicht-kirchlichen Alltag der Pfarrgemeinde integriert. Einführend wird der Küster deshalb von Eibl als *broker* oder Grenzgänger vorgestellt, dessen Spezifikum es war, zwischen profaner und

sakraler Sphäre hin- und herzuwechseln und zwischen den beiden Bereichen zu vermitteln.

Nach der Einleitung und einem Kapitel zu den allgemeinen Rahmenbedingungen geht Eibl in einem dritten Teil, der den Hauptteil der Arbeit ausmacht, auf die verschiedenen Aufgaben, Funktionen und Rollen des Küsters ein. Hierbei kann sie in neun Unterkapiteln immer wieder eindrücklich zeigen, wie sich das Küsteramt zwischen der Welt der Kirche, den Anforderungen der weltlichen Obrigkeit, den Gemeindeansprüchen und -zugriffen sowie den eigenen und familiären Bestrebungen bewegte und es dadurch zu diversen Überschneidungen und Konflikten kam. Das Profil des Küsteramtes wurde durch das Trienter Konzil stärker normiert und bestand aus der Reinhaltung der kirchlichen Räume, der Ausschmückung der Feiern und Gottesdienste, der Spendung der Sakramente nach katholischem Verständnis und der Trennung zwischen profanen und heiligen Räumen, Gegenständen und Zuständigkeiten. Hinzu kamen die Aufgaben und die Integration des Küsters in nicht-kirchlichen Zusammenhängen wie Gemeindeorganisationen (Bauerschaften) oder Instanzen der weltlichen Obrigkeit (Sendgericht). Durch das Präsentationsrecht wurde die Besetzung des Küsteramtes meist vom lokalen Adel und der Gemeinde bestimmt. Einen Sonderfall stellte die Entwicklung des Küsteramtes im Zusammenhang mit dem Lehreramte dar: War der Küster zu Beginn der Untersuchungszeit meist auch als Schullehrer tätig, nahm diese Doppelfunktion im 18. Jahrhundert mit der katholischen Aufklärung und bedingt durch die Professionalisierung des Lehrerberufes ab.

Die Autorin arbeitet sehr anschaulich die vielfältigen Aufgabenbereiche des Küsters heraus: die Integration in die Gemeindeorganisation, ins kirchliche, politische und alltägliche Leben der Gemeinde, aber auch in die kirchliche Organisation sowie in die weltliche Verwaltung. Damit beleuchtet sie

diese auf den ersten Blick unscheinbare, aber auf den zweiten Blick sehr facettenreiche und erkenntnisversprechende Figur des Küsters genauer. Das gelingt deshalb sehr gut und überzeugend, weil der Küster in seinen unterschiedlichen Lebensbereichen dargestellt wird und die komplexen Beziehungen, Machtverhältnisse und Aufgabenbereiche dabei offengelegt werden können. Die Darstellung Eibls zielt zum einen darauf ab, die Veränderung des Küsteramtes im Laufe der Frühen Neuzeit nachzuzeichnen. Zum anderen zeigt sie, dass das Küsteramt sowohl von den lokalen Interessengruppen (Adelige, Gemeinde, Pfarrer) abhängig war und mit diesen interagierte als auch den Anforderungen der kirchlichen Obrigkeit, wie sie mit dem Trienter Konzil festgelegt wurden, genügen musste und dies weitestgehend auch tat. Das ist ein überzeugender und wichtiger Befund, weil die Autorin damit zeigen kann, dass die Konfessionalisierung nicht als ausschließlich obrigkeitlicher Prozess verstanden werden darf, sondern die jeweiligen Wechselwirkungen mit den Gesellschaften auf lokaler Ebene entscheidend waren. Damit knüpft sie an aktuelle Diskussionen innerhalb der Forschung an.

Andererseits wird beim Lesen der Monographie auch deutlich, wie schwierig es ist, die Konfessionalisierung der ländlichen Gesellschaft tatsächlich anhand empirischen Quellenmaterials nachzuweisen. Sehr gut gelingt dies an Beispielen zur konkreten Ausgestaltung der religiös-katholischen Praxis, etwa beim ewigen Licht oder der Sakramentspende, bei anderen Punkten stößt dies jedoch schnell an Grenzen. Das hat, wie Eibl selbst einführend bemerkt, mit der Quellenlage zu tun: normative Anordnungen, die als katholisch klassifizierte Arbeitsbereiche und Handlungen gestärkt sehen wollten, sind sehr viel häufiger als Quellen, die Einblick in die tatsächliche praktische Umsetzung dieser Anforderungen geben. So lässt sich beispielsweise die Frage danach, ob die Reinhaltung der kirchlichen Räume, Gegenstände und Gewänder durch die Küster als Teil

der katholischen Neudefinition des sakralen Raums und damit als Konfessionalisierung vor Ort zu bewerten ist, nicht befriedigend beantworten. Leider fällt die von Eibl gezogene Bilanz sehr knapp aus und der in der Einleitung aufgemachte und sehr spannende Ansatz des Küsters als *broker* zwischen profaner und sakraler Welt wird nicht anhand der Quellenarbeit und der Befunde reflektiert. Das ist schade, denn die angeführten Beispiele zeigen deutlich, dass sich die beiden Sphären (profan und sakral) für viele Bereiche des frühneuzeitlichen (Kirchen-) Lebens gar nicht strikt trennen lassen, wenn es beispielsweise um die Kirche als Lager- und Schutzraum in Kriegszeiten geht oder die Nutzung des Kirchhofs für nicht-kirchliche Zwecke reglementiert werden sollte. Eine Trennung der beiden Sphären schien den Zeitgenossen auf jeden Fall nicht immer einsichtig zu sein – auch das zeigen die Ausführungen an vielen Stellen. Allerdings hängen diese Befunde eine wenig in der Luft, weil sie nicht an den analytischen Zugriff des Küsters als *broker* zurückgebunden werden. Die angeführten Beispiele zeigen an einigen Stellen, dass dem Küster nicht nur die Vermittlung zwischen profan und sakral zukam, sondern er auch die Aufgabe hatte, diese beiden Sphären als abgetrennte Bereiche erst einmal zu schaffen und aufrecht zu erhalten, ganz im Sinne der Vorschriften des Trienter Konzils. Diese spannenden Erkenntnisse bleiben jedoch interpretatorisch ungenutzt. Die am Schluss aufgestellte These, dass der Küster wegen seiner doppelten Verankerung – in der kirchlichen und in der weltlichen Sphäre – die Konfessionalisierung der ländlichen Gesellschaft vorantrieb, hätte sich anhand der Quellenbefunde und einer Reflexion des Konzepts des *brokers* sicherlich noch schärfen und gewinnbringend zuspitzen lassen.

Sehr gut lesbar ist das Buch unter anderem deshalb, weil Eibl anhand des Küsters und des vielfältigen Quellenmaterials viele Einblicke ins alltägliche Gemeindeleben und in die ganz praktischen und profanen Ab-

läufe des kirchlichen Alltags ermöglicht: So werden beispielsweise die Liturgie des Gottesdienstes und die konkrete Ausgestaltung von Taufen und Eheschließungen nachvollziehbar, die unterschiedliche Nutzung der kirchlichen Räume durch Gemeindemitglieder wird sichtbar, aber auch das Einfordern kirchlicher Leistungen durch die Gemeinde und die Inanspruchnahme kirchlichen Personals von Seiten der weltlichen Obrigkeit und der Bauerschaften eröffnet neue Blicke in frühneuzeitliches Gemeindeleben. Damit hat die Autorin dem Küster als »kleinem« Amtsträger der kirchlichen Verwaltung eine Monographie gewidmet, die neue und aufschlussreiche Erkenntnisse für die Praxis der Kirchenverwaltung vor Ort ermöglicht, die ohne ihre Einbindung in andere lokale Gemeindeorganisationen nicht verstehbar ist.

EVA LEHNER (ESSEN)

■ Zwischen Geschlecht und Nation

Matthias Barelkowski/Claudia Kraft/Isabel Röskau-Rydel (Hg.), Zwischen Geschlecht und Nation. Interdependenzen und Interaktionen in der multiethnischen Gesellschaft Polens im 19. und 20. Jahrhundert (Polono-Germanica; 10), Osnabrück (fibre Verlag) 2016, 295 S., 34,80 €

Die *postcolonial studies* sind ein Forschungsansatz, der noch vor wenigen Jahren nicht an die Erforschung Osteuropas beziehungsweise der deutsch-polnischen Beziehungen hätte denken lassen. Der vorliegende Band, hervorgegangen aus der Jahrestagung der Kommission für die Geschichte der Deutschen in Polen 2013, setzt an einer grundlegenden Verschiebung der Blickrichtung in der Forschung über die multiethnische Gesellschaft Polens im 19. und 20. Jahrhundert an, die sich in den letzten Jahren vermehrt von national konnotierten Gegensatzpaaren verabschiedet hat. Der Band baut auf der Annahme auf, dass die Gesellschaft Polens

im genannten Zeitraum von einer Reihe von Konfliktlinien und Verflechtungen durchzogen war, die sich nicht beschreiben und analysieren lassen, wenn von einer Differenzierung zwischen als homogen gefassten Gruppen von Deutsch- und Polnischsprachigen ausgegangen wird. Damit sollen – wie die Herausgeber_innen betonen – nicht jene klar national konnotierten Konflikte aus dem Blick geraten, die sich ab dem Ende des 19. Jahrhunderts verschärften und eine der Voraussetzungen für die Vertreibungs- und Vernichtungspolitik in Folge der deutschen Besetzung Polens im Zweiten Weltkrieg bildeten. Dennoch sei eine Verschiebung des Fokus von einer als wenig flexibel wahrgenommenen Kategorie »Nation/alität« hin zu den Wechselwirkungen, Interaktionen und Transfers zwischen verschiedenen Gruppen notwendig geworden.

Die Herausgeber_innen knüpfen in ihrer Einführung an zwei theoretische Zugriffe an: geschlechtergeschichtliche Ansätze hätten ebenso wie Forschungsfragen der *postcolonial studies* das Potential, neue Perspektiven auf die multiethnische und multikonfessionelle Gesellschaft in Polen beziehungsweise im polnisch-deutschen Kontaktbereich zu eröffnen. Der dann folgende gut lesbare Forschungsüberblick betont zunächst die Bedeutung, Geschlecht als relationale Kategorie, aus der heraus sich komplexe Machtkonstellationen ergeben, und in Interdependenz mit anderen Kategorien wie Konfession, Ethnizität, Klasse, Alter etc. zu denken. Dadurch, dass gendertheoretische und postkoloniale Ansätze miteinander verbunden würden, also die Analyse räumlich und geschlechtlich codierter Zuschreibungen zueinander in Beziehung gesetzt werde, könne an die Erkenntnisse über die wechselseitige Konstruktion von Geschlecht und Nation, die im Rahmen der Ostmitteleuropa-Forschung bereits gewonnen wurden, angeknüpft werden. Die Herausgeber_innen greifen dann aktuelle Debatten aus den *postcolonial studies* auf, in denen der Mehrwert einer Analyse innereuropäischer

Hegemonialbeziehungen als kolonialer Abhängigkeitsverhältnisse diskutiert wird. Dabei positionieren sie sich kritisch gegenüber »weitgespannten Entwürfen«, die den Kolonialismus als Kontinuum vorstellen, der jegliche Machtkonstellation erklären könne. Stattdessen plädieren sie für mikrogeschichtliche Untersuchungen, die unter anderem auch die doppelte Traditionsbildung in Polen als Teil der Kolonialisierenden und der Kolonisierten in den Blick nehmen.

Eine Reihe der in vier Blöcke gegliederten Beiträge des Sammelbandes greift dieses Plädoyer für mikrohistorische Zugriffe auf. Der erste Block macht anhand teils enger, teils weiter gefasster diskursanalytischer Untersuchungen deutlich, auf welche Weise die Verbindung von geschlechtergeschichtlichen und postkolonialen Zugriffen für die Analyse der deutsch-polnischen Beziehungen in der Teilungszeit nutzbar gemacht werden können. Besonders der Beitrag von Izabela Surynt führt programmatisch die Herstellung von Identität und Alterität über den Gebrauch kolonial konnotierter und vergeschlechtlichter Codes vor. Die Autorin befasst sich darin anhand politischer Publizistik und insbesondere der äußerst populären Werke des Schriftstellers Gustav Freytag mit dem deutschen beziehungsweise preußischen Blick auf den europäischen Osten. Im zweiten Block stehen Wechselbeziehungen zwischen deutsch- und polnischsprachigen Akteur_innen im Zentrum. Matthias Barelkowskis Beitrag über Frauenbewegungsaktivistinnen in den östlichen Provinzen Preußens zeigt etwa, dass es abseits des dominanten nationalen Paradigmas durchaus Kooperationen und Interaktionen zwischen dem deutschen und polnischen Teil der Gesellschaft gab. So weist der Autor nach, dass in der praktischen Arbeit insbesondere der Akteurinnen der fortschrittlichen Frauenbewegung nationalistische Forderungen bzw. eine von Berlin vorgegebene strikt antipolnische Haltung gegenüber Bestrebungen nach sozialpolitischen Verbesserungen in den Hintergrund traten. Im zweiten wie auch im

dritten Block des Bandes – letzterer beschäftigt sich mit der Konstruktion jüdischer Weiblichkeiten und Männlichkeiten – wird darüber hinaus die Kategorie der konfessionellen Zugehörigkeit in Auseinandersetzung mit der von Geschlecht und Nationalität diskutiert. Dass dabei mehrere Beiträge – jener von Pascale Mannert über Männlichkeitsbilder in der evangelischen Diaspora und Christhardt Henschels Text über die Konstruktion männlich-militärischer Körper jüdischer Soldaten – Entwürfe von Männlichkeit fokussieren, ist besonders hervorzuheben, da dies die seit mehreren Jahren in der Genderforschung nachdrücklich eingeforderte Thematisierung von Prozessen der Herausbildung männlicher Identitäten Rechnung trägt. Der letzte Block schließlich widmet sich mit drei Studien einem bereits stärker erprobten, geschlechtergeschichtlichen Blick auf den Zweiten Weltkrieg. Wiebke Lisner arbeitet in ihrem Beitrag heraus, auf welche Weise Hebammen im ›Reichsgau Wartheland‹ als ›Kulturträgerinnen‹ in die Realisierung rassen- und biopolitischer Ziele involviert waren. Die Autorin analysiert die Handlungsweisen der Hebammen als eigenständigen Beitrag zur ›Germanisierung‹ des ›Warthegaus‹, weist aber zugleich darauf hin, dass die Akteurinnen nicht nur entlang rassistischer bzw. volkstumpolitischer Kategorisierungen handelten, sondern auch andere Beziehungen und Machtstrukturen, wie etwa Nachbarschaftsverhältnisse, von Bedeutung sein konnten. In einem zusammenführenden Kommentar weist Winson Chu schließlich auf die Grenzen der Anwendbarkeit der *postcolonial studies* auf Osteuropa bzw. die deutsch-polnischen Beziehungen hin. So könne die Diskussion über Postkolonialismus auch nationalisierende und re-essentialisierende Effekte haben, wie er an europäischen erinnerungspolitischen Initiativen der vergangenen Jahre zeigt. Um der Gefahr einer neuen ›Überethnisierung‹ der Forschung zu entgehen, sei es umso wichtiger, postkoloniale Perspektiven in Interdependenz zu anderen Kategorien wie Geschlecht und

religiöser Zugehörigkeit zu denken, um die Widersprüche und Nuancen in kolonialen Erfahrungen sichtbar zu machen.

Der hier besprochene Band ist aus zwei Gründen lesenswert: Zum einen gibt er durch seine, den aktuellen theoretischen Forschungsstand reflektierende Einführung sowie den abschließenden Kommentar einen lesenswerten Überblick darüber, wie sich geschlechterhistorische mit postkolonialen Fragestellungen verbinden lassen. Zum anderen veranschaulichen die einzelnen Beiträge in ihrer thematischen Vielfalt die Möglichkeiten der Anwendung eines solchen Zugriffs in Untersuchungen zu den Gesellschaften in der deutsch-polnischen Kontaktzone. Hat sich die Forschung lange Zeit vor allem auf die Wirkmächtigkeit nationaler Zuschreibungen und Narrative konzentriert, wird in den hier enthaltenen Beiträgen nicht nur die Frage nach der gegenseitigen Bedingtheit von Geschlechter-, Nations- und Unterlegenheitskonstruktionen gestellt. Der Fokus wird auch auf die Umsetzung und Umformung dieser Konstruktionen in lokalen/spezifischen Kontexten sowie durch einzelne Akteur_innen im Rahmen ihrer jeweiligen *agency* gelegt.

ELISA HEINRICH (WIEN)

■ Black Germany

Robbie Aitken/Eve Rosenhaft, Black Germany. The Making and Unmaking of a Diaspora Community, 1884–1960, Cambridge u.a. (Cambridge University Press) 2013, 364 S., 18 Abb., 7 Karten, 95 €

Im Jahr 2016 jährte sich die Veröffentlichung von *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte* zum dreißigsten Mal. Diese Pionierarbeit afro-deutscher Forscherinnen und Aktivistinnen stellte einen wegweisenden ersten Schritt in der Aufarbeitung einer in der Öffentlichkeit bis heute noch immer wenig bekannten Migrationsgeschichte dar, deren Anfänge

mehr als 100 Jahre zurückreichen und die auf das Engste mit dem deutschen Kolonialismus und seiner Nachgeschichte verflochten ist. Elf Jahre später erschien die auf amtlichen Quellen und *Oral History*-Interviews basierende Studie *Eine afro-deutsche Geschichte. Zur Lebenssituation von Afrikanern und Afro-Deutschen in Deutschland von 1884 bis 1950* der Historikerin Katharina Oguntoye, die bereits an der Veröffentlichung von *Farbe bekennen* beteiligt gewesen war. Neben einigen weiteren Überblicksdarstellungen, die vorwiegend auf die rassistischen Diskurse fokussieren, die sich um Schwarze Menschen in Deutschland entfalteten, sowie einer Reihe von Untersuchungen, die sich einzelnen Aspekten afrodeutscher Geschichte wie beispielsweise der Betätigung Schwarzer Menschen in antikolonialen und antirassistischen Netzwerken oder in der Unterhaltungskultur widmen, sind seither verschiedene biografische Einzelstudien – beispielsweise Rea Brändles Veröffentlichung über die Geschichte der Familie Bruce aus Togo, Marianne Bechhaus-Gersts Biografie von B. Mohamed Husen aus Daressalam oder auch Monika Firlas biografische Studie über Herman Kessern aus Kamerun – sowie eine Reihe afrodeutscher Autobiografien erschienen – zuletzt Theodor Michaels Memoiren *Deutsch sein und schwarz dazu. Erinnerungen eines Afro-Deutschen* (2013).

Die im gleichen Jahr erschienene sozial- und alltagsgeschichtliche Studie von Robbie Aitken und Eve Rosenhaft bündelt nun die Forschungsergebnisse der letzten 30 Jahre und ergänzt sie durch umfangreiche eigene Recherchen. Ziel ist es, die oft nur fragmentarisch überlieferten afrodeutschen Einzelschicksale und Familiengeschichten zu rekonstruieren und die Entstehung und den Niedergang einer Schwarzen Community in Deutschland zwischen Ende des 19. und Mitte des 20. Jahrhunderts zu skizzieren. Aitken und Rosenhaft verorten diese Community zwischen lokaler Vernetzung und Verbindungen mit oft transnational ausgerichteten antikolonialen und antiras-

sistischen, panafrikanischen und afroamerikanischen Zusammenhängen. Liegt der Schwerpunkt auch auf Kolonialmigrant*innen aus Kamerun und damit der deutschen Kolonie, aus der die meisten afrikanischen Migrant*innen nach Deutschland kamen, so arbeiten Aitken und Rosenhaft heraus, dass Kontakte und Vernetzungen vor allem seit dem Ersten Weltkrieg zusehends über Personen gleicher Herkunft hinausgingen. Nun begann sich eine diasporische Community herauszubilden, deren grundlegendes Kriterium weniger in einer gemeinsamen Herkunft und mehr in der Erfahrung rassifizierender Zuschreibungen durch die Mehrheitsgemeinschaft lag.

Ähnlich wie bereits Oguntoyos Publikation von 1997 deckt Aitkens und Rosenhafts Studie einen beachtlichen Zeitraum ab: Sie umfasst die Zeitspanne von der deutschen Kolonialzeit über die Weimarer Jahre und den Nationalsozialismus bis in die postnationalsozialistische Zeit und damit auch die Ära der Dekolonisation. Zugleich nimmt sie über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg eine ausdrücklich transnationale Perspektive ein: Sie schlägt den Bogen von den deutschen Kolonien nach Deutschland, beleuchtet transnationale politische wie soziale Netzwerke, untersucht Fluchtbewegungen von Deutschland nach Frankreich und verfolgt darüber hinaus vereinzelt Migrationswege, die von Europa aus zurück nach Afrika führten.

Das Buch ist grob chronologisch gegliedert und in thematische Abschnitte aufgeteilt. Der Großteil der Kapitel fokussiert auf die Zeit der deutschen Kolonialherrschaft zwischen 1884 und 1919 sowie die nachkoloniale Ära bis 1933 (Kapitel eins bis fünf). Beleuchtet werden individuelle Migrationswege, die Herausbildung einer diasporischen Community und die aufenthalts- und staatsbürgerrechtliche Situation der größtenteils männlichen Einwanderer aus den deutschen Kolonien während und nach der Kolonialzeit. Daneben werden Eheschließungen und Familiengründungen sowie staatliche Maß-

nahmen zur Verhinderung Schwarz-weißer Beziehungen in der Metropole in den Blick genommen. Und schließlich werden die Lebens- und Arbeitsbedingungen Schwarzer Menschen in Deutschland sowie Spezifika in den mehrheitsgesellschaftlichen Perspektiven auf sowie im staatlichen Umgang mit Schwarzen Männern und Frauen untersucht.

Das sechste Kapitel widmet sich dann den politischen Aktivitäten von Kolonialmigrant*innen in den Jahren zwischen 1918 und 1933. Unter anderem geht es auf eine in der frühen Nachkriegszeit von kamerunischen Migranten initiierte Petitionsbewegung ein, die eine Unterstützung der deutschen kolonialrevisionistischen Bestrebungen an eine rechtliche Gleichstellung der Kolonisierten mit den Deutschen knüpfte. Des Weiteren beleuchtet es die in den letzten Jahren der Weimarer Republik einsetzende migrantische Betätigung in antikolonialen und antirassistischen Organisationen, die in der Regel in größere transnationale Netzwerke eingebunden waren – darunter die als deutsche Sektion der französischen *Ligue de Défense de la Race Nègre* 1929 in Berlin gegründete »Liga zur Verteidigung der Neger-rasse« und das ab 1931 in Hamburg angesiedelte *International Trade Union Committee of Negro Workers*.

Kapitel sieben wendet sich dem Nationalsozialismus und damit dem Zeitraum zu, in dem die kleine afrodeutsche Community ein erzwungenes Ende fand. Es beleuchtet die Zerschlagung der linkspolitischen Netzwerke Schwarzer Menschen in Deutschland und die Diskriminierung und Verfolgung Schwarzer Menschen durch den NS-Staat. Dabei arbeiten Aitken und Rosenhaft heraus, dass Migrant*innen aus den ehemaligen deutschen Kolonien und ihre Nachkommen im nationalsozialistischen Deutschland zwar nicht systematisch verfolgt wurden, wie es bei der jüdischen Bevölkerung der Fall war, sie von »rassenpolitischen« Maßnahmen jedoch keinesfalls verschont blieben. Im behördlichen

Umgang mit dieser kleinen Bevölkerungsgruppe zeige sich, so Aitken und Rosenhaft, ein »racial state in progress«, doch sei die NS-Politik Schwarzen Menschen gegenüber bis zuletzt inkonsistent geblieben. In diesem Zusammenhang ist allerdings zu fragen, ob die von Aitken und Rosenhaft ausgemachte Inkonsistenz im staatlichen Umgang mit Kolonialmigrant*innen und ihren Nachkommen nicht eher auf Interessen und Perspektiven »beyond the racial state«, das heißt konkret auf Spannungen zwischen »rassenpolitischen« und kolonialpolitischen Interessen innerhalb des NS-Regimes zurückzuführen sind. Diese gegenläufigen Interessen eröffneten diesen Akteur*innen – auch im Vergleich zu anderen Schwarzen Menschen, darunter Kindern französischer Kolonialsoldaten und weißer deutscher Frauen, die nach dem Ersten Weltkrieg im Rheinland zur Welt gekommen waren und bereits 1937 Opfer systematischer Zwangssterilisation wurden – gewisse Handlungsspielräume, und einige von ihnen wurden zeitweilig sogar behördlich unterstützt.

Kapitel acht beleuchtet die Wege, die Kolonialmigrant*innen und ihre Nachkommen in den Jahren ab 1933 nach Frankreich nahmen. Zum einen skizziert es dabei die (Re-)Konstruktion beziehungsweise Neukonstitution sozialer wie politischer Zusammenhänge, unter denen sich neben kommunistischen Organisationen auch panafrikanische sowie antifaschistische Netzwerke befanden. Zum anderen arbeitet es die ambivalente Situation dieser kleinen Gruppe migrantischer Akteur*innen in Frankreich heraus. Zwar standen die französischen Behörden den Migrant*innen aus den ehemaligen deutschen Kolonien, die vor dem Nationalsozialismus nach Frankreich geflohen waren, zunächst meist wohlwollend gegenüber, angesichts ihrer Herkunft aus Mandatsgebieten blieb ihr staatsbürgerrechtlicher Status jedoch unklar. Nachdem sich im Vorfeld des Krieges die Zweifel an ihrer Loyalität mehrten, verschärfen sich ihre Lebensbedingungen

nach der deutschen Besatzung und Etablierung des Vichy-Regimes aufgrund rassistischer Diskriminierung, während sie und ihre Familien gegen Kriegsende erneut aufgrund ihrer biografischen Verbindungen nach Deutschland in Gefahr gerieten.

In einem kurzen Ausblick befassen sich Aitken und Rosenhaft schließlich mit den Jahren nach 1945. Neben Bemühungen um Entschädigung beleuchten sie Versuche migrantischer Akteur*innen, die durch Nationalsozialismus und Krieg zerschlagenen familiären und sozialen Verbindungen wieder aufzunehmen, wobei sie unter anderem auf die Pinguin Bar als einem zentralen Treffpunkt Schwarzer Musiker*innen im Berlin der 1950er-Jahre eingehen. Bezüglich der Frage nach Kontakten zwischen der ersten beziehungsweise zweiten Generation von Migrant*innen aus den ehemaligen deutschen Kolonien und Angehörigen späterer Generationen Schwarzer Menschen in Deutschland verweisen sie abschließend auf die eingangs erwähnte Publikation *Farbe bekennen*, die als maßgeblicher erster Schritt eines solchen Austauschprozesses und damit gleichsam als Neubeginn einer Schwarzen deutschen Community gelten kann.

Das Buch liefert eine äußerst anschauliche und sehr gut lesbare Darstellung afrodeutscher Geschichte, die sorgfältige Analysen individueller Lebensgeschichten auf bedachte Weise in den Kontext der Geschichte einer Schwarzen Community in Deutschland einbettet. Weil es sich um eine Überblicksdarstellung handelt, werden einige Aspekte eher cursorisch behandelt – zum Beispiel die Bereiche, in denen Schwarze Menschen im Untersuchungszeitraum vorwiegend beruflich tätig waren. Unter anderem gehen Aitken und Rosenhaft auf das Unterhaltungsgewerbe als einen wichtigen Arbeitsbereich ein. Sie brechen dabei jedoch an einem Punkt ab, an dem das Interesse der Rezensentin beginnt: Zum einen befassen sie sich nicht näher mit der Frage, wie das Unterhaltungsgewerbe als berufliches Milieu, sozialer Raum und solidarisches Netzwerk neben – und vor allem

IOI

ab 1933 anstelle – dem der afrodeutschen Community fungierte. Und zum zweiten fragen sie nicht näher danach, in welcher Weise sich politische und gesellschaftliche Umbrüche, Dynamiken und Konflikte konkret in den individuellen Präsentationsstrategien Schwarzer Unterhaltungskünstler*innen niederschlugen. Eine Analyse dieser eng miteinander verschränkten Ebenen wäre insofern interessant gewesen, als sie Aufschluss hätte geben können über Kontinuitäten und Veränderungen mehrheitsgesellschaftlicher populärkultureller Perspektiven auf Schwarze Menschen in Deutschland und damit auch ihrer Handlungsoptionen zwischen Fremd- und Selbst-Exotisierung.

Abschließend ist festzuhalten, dass Aitkens und Rosenhafts beeindruckende Studie als ein wertvolles Überblickswerk afrodeutscher Geschichte gelten kann. Auf der Grundlage umfassender und sorgfältiger Quellenarbeit gelingt es ihnen, über das Zusammentragen individueller und oftmals äußerst unterschiedlicher Schicksale hinaus allgemeinere Aussagen über die rechtlichen Verhältnisse, die allgemeine Lebens- und Arbeitssituation sowie die Vergemeinschaftung Schwarzer Menschen in Deutschland in den Jahrzehnten zwischen 1884 und 1960 zu treffen.

SUSANN LEWERENZ (HAMBURG)

■ The Nature of German Imperialism

Bernhard Gißibl, The Nature of German Imperialism. Conservation and the Politics of Wildlife in Colonial East Africa (The Environment in History: International Perspectives; Bd. 9), New York (Berghahn Books) 2016, 374 S., 9 Abb., 120 \$

Zum Auftakt seines neuen Buches führt Bernhard Gißibl seine LeserInnen in den Ngorongoro-Krater, der heute als Inbegriff unberührter afrikanischer Wildnis gilt. Der Autor verweist jedoch auf die vielfältigen

Spuren landwirtschaftlicher Nutzung und somit auf die menschliche Geschichte des Kraters. So problematisiert Gißibl von Beginn an das Natur-Kultur-Gefälle und ordnet sich damit in die gegenwärtigen umwelthistorischen Debatten ein.

Bernhard Gißibl hat mit *The Nature of German Imperialism* eine fesselnde, fundierte und facettenreiche Studie zur Rolle der Natur und der Tiere für die deutsche Kolonialherrschaft in Ostafrika vorgelegt. Sein Buch liest sich nicht nur wie eine faszinierende – und streckenweise überraschende – Reise in die Tiefen der deutschen Kolonialvergangenheit, sondern auch als Rundgang durch die wichtigsten Themen der zeitgenössischen Umweltgeschichte.

Gißibl geht von der Beobachtung aus, dass der Tierschutz im heutigen Tansania koloniale Wurzeln hat und vertritt die These, dass Natur und Wildtiere, vor allem Elefanten, eine herausragende oder gar konstituierende Rolle für die deutsche koloniale Herrschaft in Ostafrika spielten. Naturschutz und Kolonialherrschaft schließen sich in seinem Narrativ nicht aus: Es sind keine Gegensätze des europäischen Engagements in Afrika; das eine ist ein fester Bestandteil des anderen. Bei der Analyse dieser Verflechtung bedient Gißibl sich des Begriffs der politischen Ökologie: eines Konzepts, das auf die politische Komponente von vermeintlich natürlichen Phänomenen wie Erosion, Abholzung oder Biodiversität hinweist und feststellt, dass diese oft Produkte von asymmetrischen politischen Machtverhältnissen sind. Gißibls Ziel ist es, ein »umfassendes Verständnis von Imperium und Kolonialismus zu schaffen, das auch ihre ökologische Dimension mit einbezieht«.

Das Buch gliedert sich in drei größere Blöcke. Während die ersten zwei chronologisch aufgebaut sind und die Umweltgeschichte der deutschen Kolonialherrschaft in Ostafrika von den Anfängen bis 1914 verfolgen, weitet Gißibl im dritten Teil des Buchs seine Perspektive auf allgemeine Ent-

wicklungen und internationale Kontexte des afrikanischen Naturschutzes aus.

Obwohl der Fokus des Buchs auf der Periode der deutschen Kolonialherrschaft zwischen 1885 und 1914 liegt, präsentiert der Autor im ersten Abschnitt des ersten Blocks auch eine Vorgeschichte des ostafrikanischen Elfenbeinhandels, der später für die Wirtschaft und die Machtverhältnisse in der Kolonie eine so wichtige Rolle spielen sollte. Dabei widersteht er der Versuchung, die vorkoloniale Zeit als ein ökologisches Gleichgewicht und die Afrikaner als eine Inkarnation des »ecological Indian«, der in einer idealen, nachhaltigen Beziehung mit der Natur lebe, zu präsentieren. Stattdessen verweist er darauf, dass es bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Ausweitung des Elfenbeinhandels zu einem sozialen wie ökologischen Umbruch kam und dass dabei wirtschaftliche und politische Netzwerke entstanden, auf denen später die deutschen Kolonialisten aufbauten. Indem Gißibl zeigt, wie sich die Deutschen – zumindest am Anfang – der bereits existierenden Strukturen bedienten und wie sich bei der Elefantenzagd die afrikanischen und europäischen Jagdtraditionen mischten und zum Teil ergänzten, problematisiert er auch die sonst gewöhnliche Grenzziehung zwischen den Kolonisatoren und den Kolonisierten. Obgleich der Autor betont, dass es sich um ein zunehmend asymmetrisches Verhältnis handelte, präsentiert er die frühe Kolonialzeit als ein komplexes und dynamisches Gefüge von Beziehungen und Abhängigkeiten, die stets neu verhandelt wurden.

Dass der Staat ein wichtiger Akteur des Umweltwandels ist und Naturschutz oft vor allem Eliteninteressen bedient und mit Unterdrückung, Vertreibung und Marginalisierung der lokalen Bevölkerung verbunden sein kann, ist ein Gedanke, der seit einigen Jahren in den Mainstream der Umweltgeschichtsschreibung Einzug gehalten hat. In der Studie findet man ihn in mehreren Gestalten: Nicht nur wird hier die Natur, vor allem Elefanten als Elfenbeinressource,

als ein unverzichtbares Element der Staatsbildung dargestellt, sondern sie wird auch als Gegenstand des Konflikts zwischen Afrikanern und Deutschen thematisiert. Den Maji-Maji-Aufstand interpretiert Gißibl so sehr plausibel als einen im Grunde ökologischen Konflikt, in dem auf der einen Seite die deutschen Kolonisten – und ihre afrikanischen Verbündeten, die von der Kolonialherrschaft profitierten – standen, auf der anderen Seite dann die indigene Bevölkerung, deren Möglichkeiten bei der Ausübung der Landwirtschaft und bei der Elefantenzagd durch die Verordnungen der deutschen Kolonialherren stark eingeschränkt wurden.

Es wäre allerdings falsch, so Gißibl, die weißen Kolonisatoren als einen Monolith zu betrachten. Auch unter ihnen gab es unterschiedliche, zum Teil miteinander konkurrierende Fraktionen: Während die einen von der Wildtierjagd profitierten, verschrieben sich die anderen aus idealistischen Gründen dem Naturschutz. Diejenigen Siedler wiederum, die Rinderzucht betrieben, stellten das Wild meist unter den Verdacht, ein möglicher Überträger der Rinderpest zu sein. Die Ökologie von Krankheiten – ein florierendes Thema der Umweltgeschichte – spielt hier eine essenzielle Rolle. Dass Gißibl auch die nicht-menschlichen Akteure – Elefanten, die ihre Lebensweise an die sich ändernden Jagdpraktiken anpassten, oder Krankheitserreger, die die für sie günstigen Bedingungen ausnutzten und die Ökologie ganzer Landschaften veränderten – zu Hauptfiguren seiner Geschichte aufsteigen lässt und die Naturwissenschaften mit einbezieht, um ein möglichst vollständiges Bild der ökologischen Konflikte in der Kolonie zu zeichnen, zählt zu den größten Vorzügen des Buchs.

Die immer stärker werdende Naturschutzlobby in Deutschland spielte auch in der ostafrikanischen Kolonie zunehmend eine Rolle. Zurecht bemerkt der Autor allerdings, dass es sich dabei nicht etwa um Protoenvironmentalisten handelte, denen das Wohl der Tiere am Herzen lag. Vielmehr

ging es dieser Lobby um den Schutz von Ressourcen und um den Erhalt der Tierbestände, die dann – mit bestimmten Waffen, an bestimmten Orten und von bestimmten Personengruppen – gejagt werden sollten. Die Ausgrenzung und Marginalisierung der Afrikaner galt den Naturschützern dabei als selbstverständlich.

Natur- und Tierschutz schlugen sich auch räumlich in Afrika nieder. In der Schaffung von Reservaten spiegelte sich die europäische Idee von paradiesischer Wildnis ohne Menschen und ohne menschliche Geschichte. In der Schilderung der Entstehung und Wahrnehmung dieser Reservate kommen gleich mehrere populäre Themen der Umweltgeschichte zusammen: Zum einen die kritische Untersuchung des Traums von der unberührten Wildnis, die man notfalls selber schaffen muss, so wie es in vielen Nationalparks der USA und auch Europas geschah; zum anderen eines der grundlegenden Themenkomplexe der Umweltgeschichte überhaupt, nämlich das Fragen danach, wie unsere Wahrnehmung, unsere Vorstellungen und unsere Werte die Umwelt verändern.

Der Epilog, der im Grunde ein Ausblick ist, führt die Geschichte der Deutschen in Afrika weiter und legt nahe, dass auch nach dem Ende der Kolonialherrschaft bei Weitem nicht alle imperialen Praktiken und Denkmuster verschwunden sind – und dass die koloniale Vergangenheit im heutigen Naturschutz teilweise weiterlebt.

Das Buch beeindruckt durch alle seine Komponenten: Die Überzeugungskraft der Argumente, die elegante Sprache, die Fülle der Quellen, die der Autor ausfindig gemacht hat und nicht zuletzt durch den Anschluss an aktuelle Debatten innerhalb des umwelthistorischen Faches. Bernhard Gißibl hat mit *The Nature of German Imperialism* ein lange fälliges und, wie deutlich wird, ein zentrales Kapitel der deutschen Kolonialherrschaft in Ostafrika geschrieben – und gleichzeitig auch ein exzellentes umweltgeschichtliches Buch.

PAVLA ŠIMKOVÁ (MÜNCHEN)

■ Minorities under Attack

Sebastian Goll/Martin Mlinari/Johannes Goll (Hg.), *Minorities under Attack. Othering and Right-Wing Extremism in Southeast European Societies (Forschungen zu Südosteuropa; Bd. 13)*, Wiesbaden (Harrassowitz) 2016, 298 S., 49 Abb., 58 €

In den letzten Jahren haben rechtskonservative und (rechts-)populistische Strömungen hierzulande, europaweit und darüber hinaus immer weiter an Boden gewonnen. Forderungen nach Ausgrenzung haben Hochkonjunktur und eine Trendwende zeichnet sich bisher nicht ab. Im (süd-)östlichen Europa sind es vor allem Victor Orbáns Ungarn und die griechische Goldene Morgenröte, die regelmäßig für mediale Aufmerksamkeit sorgen. Somit greift die vorliegende Publikation eine hochaktuelle Thematik auf.

Der Band beschäftigt sich mit *Othering* und Rechtsextremismus im südöstlichen Teil Europas. Unter *Othering* verstehen die Herausgeber mit Verweis auf Spivak und Lacan »processes of structured and structuring demarcations, hierarchizations, and differentiations of the ›self‹ in comparison to the ›other‹«. Die Einführung des Konzepts in die Südosteuropaforschung macht den Band besonders lesenswert. Gerade Regionalwissenschaften bergen selbst die Gefahr, *Othering* zu betreiben, in diesem Falle durch die »Balkanisierung« (Todorova) der untersuchten Gesellschaften. Darauf weisen die Herausgeber im knappen einleitenden Aufsatz, eventuelle Kritik vorwegnehmend, hin. So betonen sie, dass es sich bei den untersuchten Phänomenen keineswegs um solche handle, die einzig für diesen europäischen Raum charakteristisch seien. Dennoch machen sie bestimmte südosteuropäische Spezifika aus. Eine vorherrschende soziale Ordnungsstruktur der Region Südosteuropa sei der Ethnozentrismus als Schlüsselaspekt des *Othering*. Ebenso spiele Homophobie als eine weitere seiner »Spielarten« im Vergleich zu Westeuropa eine größere Rolle. Diese Thesen hätten

einleitend durchaus etwas ausführlicher begründet werden können.

Das Ziel des Sammelbandes ist es, die aufgeworfenen Fragen nach multiplen Formen des *Othering* in Südosteuropa »from a theoretical and methodological standpoint [...] in a heterogeneous, multidisciplinary, and pluralistic manner« anzugehen. Dieses Vorhaben kann man als durchaus gelungen ansehen. Die neben der Einführung insgesamt 13 komplett in englischer Sprache verfassten Beiträge, von denen hier nur wenige näher besprochen werden können, stellen jeweils Fallstudien zu einzelnen südosteuropäischen Staaten dar, teilweise arbeiten sie auch vergleichend.

Die Beiträge zeichnen sich durch unterschiedliche analytische Tiefe und eine ganze Bandbreite an methodischen Zugängen aus, häufig werden Ansätze der Sozialen Bewegungsforschung gewinnbringend herangezogen. Die ersten vier Beiträge beschäftigen sich mit Ethnozentrismus, die nächsten vier Beiträge nehmen das Phänomen der Homophobie in den Blick und schließlich widmen sich fünf Aufsätze dem Themenkomplex Rechtsextremismus.

Die sich mit Ethnozentrismus auseinandersetzenen Beiträge beziehen sich sämtlich auf die post-jugoslawischen Gesellschaften. Johannes Gold analysiert mit quantitativen Methoden die interethnischen Beziehungen zwischen der albanischen Mehrheitsbevölkerung und der serbischen Minderheit im Kosovo seit der Unabhängigkeit 2008 und kommt zu dem wenig überraschenden Ergebnis, dass es zwischen ihnen Spannungen gibt, deren Intensität konjunkturellen Schwankungen unterliegt. Während die Einstellungen zu interethnischen Beziehungen im Zeitverlauf recht stabil waren, schwankte das Ausmaß ethnisch motivierter Gewalttaten und Proteste, was vom Autor mit den politischen Entwicklungen erklärt wird. Zudem traten ethnisch motivierte Gewalttaten vor allem in den Gemeinden auf, in denen die jeweils angegriffene Gruppe die Minderheit bildet. Zhidas Daskalovski

untersucht das staatlich finanzierte städtebauliche Jahrhundertprojekt »Skopje 2014«, welches die radikale Umgestaltung der mazedonischen Hauptstadt mit an die Antike angelehnten Monumenten, Skulpturen und Gebäuden mit Bezügen zur vermeintlichen Geschichte der mazedonischen Nation zum Ziel hat. Der Autor zeigt, wie das Projekt zur Konstruktion der mazedonischen Nation dient und wie mazedonische Bürger anderer ethnischer Zugehörigkeit ausgeschlossen werden. Einer Dimension historischer Erinnerung widmet sich auch der Beitrag von Jelena Kisić und Željana Tunić, die das Wiederaufleben eines faschistischen Grußes aus dem Unabhängigen Staat Kroatien (1941–1945) im heutigen Kroatien beobachten.

Eine weiterführende Perspektive nimmt Claudia Lichnofsky ein, die nicht die Ausgrenzenden, sondern die Ausgegrenzten in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung stellt. Mittels Interviews mit *ethnic entrepreneurs* untersucht sie im Kosovo die Formierung neuer ethnischer Identitäten als Folge der Ausgrenzung als Minderheit. Die von der albanischen Mehrheitsgesellschaft als Roma identifizierten Menschen erfuhren Diskriminierung und Ausgrenzung. Sie wurden zum Anderen, zum »internen« Feind im Gegensatz zu den Serben, die zu »äußeren Feinden« wurden. Lichnofsky stellt fest, dass sich ein Teil der als Roma Wahrgenommenen unter anderem aufgrund ihrer albanischen Muttersprache nicht dieser Gruppe zugehörig gefühlt habe. Erst als Reaktion auf die Ausgrenzungen hätten sie neue ethnische Identitäten ausgebildet und sich als Ashkali und Ägypter bezeichnet. Der Prozess wurde, so Lichnofskys Ergebnis, gefördert durch die Konfliktsituation im Kosovo 1999, als die Minderheiten in die Zwangssituation kamen, sich zwischen der albanischen und der serbischen Konfliktpartei zu positionieren und in verstärktem Maße Exklusion und Gewalt ausgesetzt waren.

Der sich sowohl methodisch als auch disziplinär von den anderen unterscheidende Beitrag von Costas Canakis und Roswitha

Kersten-Pejanić beschäftigt sich mit sprachlichen Aspekten von Gender. Die beiden Autoren verstehen die beiden Hauptstädte Belgrad und Athen als linguistische Landschaften und analysieren den öffentlichen Diskurs über Gender und Nicht-Heterosexualität anhand von Graffitis an Häuserwänden. Sie begreifen die Graffitis als Sprechakte, die den Diskurs über Gender und Sexualität aufgreifen und damit die linguistischen Landschaften formen. Der anschließende Beitrag von Sanja Đurin betrachtet Sexualität in Kroatien ebenfalls auf diskursiver Ebene. Sie kommt zu dem Schluss, dass die überwiegend negative Einstellung gegenüber sexuellen Minderheiten im heutigen Kroatien auf die nationalistisch geprägte Sexualpolitik der 1990er Jahre zurückzuführen sei. Schließlich gibt Henry Ludwig einen Überblick über die Situation von LGBT in Albanien, wobei er öffentliche Debatten, historische Entwicklungen und Besonderheiten sowie die aktuelle rechtliche Lage anspricht. Anhand der öffentlichen Reaktion auf den »Fall Klodi« (ein junger Mann namens Klodi, der sich bei der Fernsehshow *Big Brother* öffentlich als schwul outete) beleuchtet Ludwig die homophobe patriarchale Haltung in der albanischen Gesellschaft trotz vorhandener Antidiskriminierungs-Gesetzgebung. Dennoch werde seit 2009 LGBT-Aktivismus stärker öffentlich sichtbar und führe zu einer leichten Verbesserung der öffentlichen Wahrnehmung von LGBT.

Dragan Šljivić und Martin Mlinarić widmen sich dem sexuellen *Othering* im Verhältnis zur Demokratie in den post-jugoslawischen Staaten. Sie vergleichen zwei christlich inspirierte Lebensrechtsbewegungen in Kroatien und Serbien miteinander, die durch ihre Proteste gegen die *Gay Pride Parade* in Belgrad und für die Verankerung der Ehe als Einheit zwischen Mann und Frau in der kroatischen Verfassung auftraten. Trotz aller Unterschiede sehen die Autoren Gemeinsamkeiten in der Betonung der Familie unter Nutzung semisäkularer Argumente und bringen damit ein weiteres Ar-

gument zur Widerlegung von Huntingtons These, nach der die westlichen katholischen Gesellschaften ein anderes Verständnis von Demokratie entwickelt hätten als die östlichen orthodoxen Gesellschaften. Während der erwähnte Beitrag von Lichnofsky die Objekte von *Othering* und die Auswirkung auf deren Identitäten in den Blick nimmt, konzentrieren sie sich auf Akteure der Zivilgesellschaft, die aktiv *Othering* betreiben.

Die akteurszentrierte Perspektive vereint auch die folgenden Beiträge zum Rechtsextremismus. Dabei zeigen die Beiträge zu Rumänien (Sebastian Goll), Ungarn (Philipp Karl), zum ehemaligen Jugoslawien (Đorđe Tomić), Griechenland (Maik Fielitz) und Bulgarien (Antony Todorov) sowohl die Bandbreite der methodischen Herangehensweise in diesem Band als auch die Schwierigkeit, die zu untersuchenden Phänomene begrifflich zu fassen. Wie die Herausgeber betonen, sollen nicht nur rechtsradikale Einstellungen der Bevölkerung untersucht werden, sondern vor allem die Manifestation solcher Einstellungen im sozialen Verhalten.

Sebastian Goll kommt zu dem Schluss, in Rumänien gebe es trotz weit verbreiteter rassistischer, rechter Einstellungen in der Bevölkerung keine ausgeprägte rechtsextreme Szene. Vielmehr seien solche Einstellungen zum politischen Mainstream geworden, weshalb es für rechtsextreme Parteien an Gelegenheit zur Mobilisierung mangle. Eine bessere Gelegenheitsstruktur im Sinne der Sozialen Bewegungsforschung bescheinigt Philipp Karl der rechtsradikalen Partei Jobbik in Ungarn. In seiner spannenden Untersuchung greift er auf die Methode der Online-Netzwerkanalyse zurück, um die Einbettung von Jobbik in das subkulturelle Netzwerk der rechtsextremen Bewegung in Ungarn und die hervorgehobene Rolle des Internets für den Erfolg Jobbiks offen zu legen. So schein Jobbik auf seiner offiziellen Webseite die Verbindung zu anderen rechtsextremen Gruppen vermeiden zu wollen, um damit einen »sauberen Eindruck« zu vermitteln. Die zentrale Rolle des Internets werde jedoch

bei der Analyse der Aktivitäten in Sozialen Netzwerken sichtbar. Jobbik sei gut vernetzt mit einschlägigen nationalen und internationalen subkulturellen Gruppierungen. Jobbiks Erfolg basiere unter anderem auf einer vergleichsweise effektiven Nutzung sozialer Medien. Um den Stellenwert der Sozialen Netzwerke zu unterstreichen, vergleicht Karl Jobbik mit anderen (extremistischen) Parteien: der deutschen NPD, dem französischen Front National und der ungarischen sozialistischen Partei MSZP, und kommt zu dem Schluss, Jobbik nutze Facebook und Co. besonders effektiv. Leider wird die Auswahl der Vergleichsparteien nicht begründet. Ein Blick auf die Alternative für Deutschland (AfD) und deren Abkehr von den etablierten Medien und programmatische Nutzung Sozialer Netzwerke relativiert die hier postulierte Sonderstellung von Jobbik und weist eher auf einen allgemeinen Trend der europäischen Rechten hin. Auch wenn Karls hauptsächlicher Analysezeitraum (2012/13) vor dem Aufstieg der AfD lag, kommt man in einem 2016 publizierten Band doch nicht daran vorbei, auf die aktuellen Entwicklungen einzugehen.

Der ebenfalls sehr aufschlussreiche Artikel von Maik Fielitz geht dem Erfolg der Partei Goldene Morgenröte in Griechenland auf den Grund. Die mehrstufige Organisationsstruktur und doppelte Standards bei der Mobilisierung ihrer Anhänger verliehen der Partei einen janusköpfigen Charakter. So habe die Goldene Morgenröte im Laufe der Zeit im Wandel von einer neonazistischen Bewegung hin zu einem etablierten politischen Akteur ihr öffentliches Auftreten und ihre vorherrschenden Handlungsmuster der Situation und dem sie umgebenden politischen Mainstream angepasst, wenn die Öffentlichkeit adressiert wurde, während gleichzeitig der ideologische Kern nicht geändert wurde. Daher sei die Goldene Morgenröte, so Fielitz, eine Anomalie und widerspreche bisherigen Forschungen zu Rechtsextremismus, die solch extreme und radikale Parteien mit einer fixen Ideologie und gewaltvollen Hand-

lungen als überholt und höchstens noch als marginale Randerscheinung sehen.

Beitragsübergreifend auffällig ist die Heterogenität der untersuchten Akteure beziehungsweise die Schwierigkeit, die an Westeuropa erprobten Konzepte Rechtsradikalismus, Rechtsextremismus und andere wie Rechtspopulismus, Neo-Nazismus, Faschismus auf die Untersuchungsgegenstände zu übertragen. Diese Konzepte greifen zu kurz, weil sie für kleine Minderheiten am Rande der Gesellschaft konzipiert sind. Die mit ihnen bezeichneten Einstellungen betreffen aber oftmals den politischen Mainstream der jeweiligen Gesellschaft. Einzig Đorđe Tomić reflektiert in seinem Beitrag die Adaptierbarkeit dieser Begriffe. Unter anderem, da sich in den post-jugoslawischen politischen »Ödländern« (Sundhaussen) keine wirkliche politische Mitte finde, deren (nicht vorhandene) linke und rechte extremistische Ränder sich ausbalancieren könnten, spricht Tomić von der radikalen Rechten. Diese zeige sich in den post-jugoslawischen Ländern in mannigfaltigen Organisationsformen und vielfältigen Ideologien, denen ihre Entstehung aus einem in den ehemaligen jugoslawischen Republiken staatlich gewünschten und geförderten Nationalismus gemeinsam ist. Bedauerlicherweise liegt Tomićs Schwerpunkt bei der Vorstellung radikaler rechter Parteien, neofaschistischer und neonazistischer Organisationen und patriotischer Bewegungen auf Serbien, während man über andere ehemalige jugoslawische Teilrepubliken trotz der Ankündigung im Aufsatztitel fast gar nichts erfährt.

Insgesamt ist der Sammelband äußerst bereichernd und zeigt das Potenzial der Sozialen Bewegungsforschung im historischen und regionalen Kontext. Eine ausführlichere Einordnung und Zusammenführung der einzelnen Beiträge durch die Herausgeber und vor allem die Diskussion des Mehrwerts der südosteuropäischen Beispiele für die Adaption der zugrundeliegenden Konzepte und Theorien wäre wünschenswert gewesen und hätte den Band abgerundet.

KATHLEEN ZEIDLER (LEIPZIG)

■ Alma Mater Antisemitica

Regina Fritz/Grzegorz Rossolinski-Liebe/Jana Starek (Hg.), *Alma Mater Antisemitica. Akademisches Milieu, Juden und Antisemitismus an den Universitäten Europas zwischen 1918 und 1939 (Beiträge des Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien zur Holocaustforschung; Bd. 3)*, Wien (new academic press) 2016, 328 S., 24,90 €

108

»Der Antisemitismus ist der Sozialismus der dummen Kerls«. Diese Worte des österreichischen Politikers Ferdinand Kronawetters verweisen auf ein Erklärungsmuster, das bei der Suche nach den Ursachen für Antisemitismus (und Rassismus) häufig zur Anwendung kam und kommt: die Verknüpfung antisemitischer Weltansichten mit der vermeintlichen Ungebildetheit ihrer Vertreter_innen sowie die damit einhergehende Verortung von Judenfeindschaft an den Rändern der Gesellschaft.

Entgegen dieser weit verbreiteten Annahme wurde jedoch wiederholt gezeigt, zuletzt von Monika Schwarz-Friesel und Jehuda Reinharz (*Die Sprache der Judenfeindschaft im 21. Jahrhundert*), dass akademische Milieus eine wesentliche Triebkraft der Herstellung und Verbreitung antisemitischen Wissens sowie der Ausübung jüdenfeindlicher Gewalt darstell(t)en. Der überwiegende Teil historiographischer Arbeiten zu Ausbreitung und Wirkmacht antisemitischer Weltansichten an Universitäten und in akademischen Milieus fokussierte zunächst auf deutschsprachige Gebiete sowie die USA. Akademischer Antisemitismus in (süd-)osteuropäischen Staaten hingegen blieb bisher von der Geschichtswissenschaft weitgehend unberücksichtigt. An diesem weißen Fleck in der Historiographie setzt der von Regina Fritz, Grzegorz Rossolinski-Liebe und Jana Starek herausgegebene Sammelband an. Denn während hier auch Beiträge zu akademischem Antisemitismus in den USA, im nationalsozialistischen Deutschland, Österreich und Italien versammelt sind, bilden

Artikel zu Judenfeindschaft an (süd-)osteuropäischen Universitäten in der Zwischenkriegszeit den Schwerpunkt der Anthologie. Vor dem Hintergrund der enormen Verbreitung antisemitischer Einstellungen in Ländern wie Polen und Ungarn weist der Band damit einen großen Gegenwartsbezug auf.

Insgesamt enthält der zweisprachige Sammelband 15 Beiträge, acht englisch- und sieben deutschsprachige. Dabei sind die Artikel zu akademischem Antisemitismus in Österreich allesamt auf Deutsch verfasst, was dazu führt, dass diese Beiträge einerseits – entsprechend der Agenda des Wiener Wiesenthal Instituts, in die öffentlichen Diskussionen zu intervenieren – über den engen wissenschaftlichen Zirkel hinaus rezipiert werden können. Andererseits bedeutet diese Sprachpolitik aber auch eine Begrenzung der innerakademischen Reichweite, da die entsprechenden Artikel für nicht-deutschsprachige Historiker_innen nicht zugänglich sind.

Die Beiträge des Sammelbandes sind sechs thematischen Blöcken zugeteilt. Nach zwei thematisch einleitenden Beiträgen zum Themenkomplex »Antisemitismus und Universität«, zum einen von Regina Fritz und Grzegorz Rossolinski-Liebe sowie zum anderen von Konrad H. Jarausch, sind unter der Überschrift »Retrograde Avantgarde: Studierende als Vorhut faschistischer Massenbewegungen« zwei englischsprachige Artikel von Raul Carstocea sowie von Grzegorz Krzywiec versammelt, in denen die Bedeutung antisemitisch agierender studentischer Gruppen für die Formierung faschistischer Bewegungen in Rumänien und Polen der 1920er Jahre untersucht wird.

In »Students Don the Green Shirt« beschreibt Carstocea die sich nach dem Ersten Weltkrieg im Königreich Rumänien vollziehende Expansion antisemitischen Wissens an Hand des Wirkens von Corneliu Zelea Codreanu, der unter anderem 1927 die faschistische Bewegung *The Legion of the Archangel Michael* gründete. Als wesentliche Ursachen für die Ausbreitung antisemitischer Sichtweisen identifiziert Carstocea Verschie-

bungen innerhalb der Bevölkerungsstruktur, schwierige ökonomische Rahmenbedingungen sowie die sich vollziehende enge Verknüpfung von Antikommunismus und Antisemitismus. Überzeugend legt er dar, dass Universitäten in diesem Prozess der Umformung und Streuung antisemitischer Haltungen und Einstellungen eine zentrale Rolle spielten. Zum einen manifestierte sich an ihnen die neuartige Judenfeindschaft frühzeitig in Maßnahmen, wie zum Beispiel in Numerus clausus-Regelungen, zum anderen nahm die faschistische Organisation von Condreanu, die bei den Wahlen von 1937 15,58% der Stimmen erhielt, ihren Anfang als eine Studentenorganisation.

Im zweiten der thematischen Blöcke des Sammelbands beschäftigen sich vier Artikel mit antijüdischen Maßnahmen und Gewalttaten an akademischen Institutionen. Während Mária M. Kovács, Zofia Trebacz und Kurt Bauer sich mit unterschiedlichen Formen der Diskriminierung und Gewalt in Ungarn, Polen und Wien auseinandersetzen, leistet Marija Vulesica wiederum historiographische Pionierarbeit, indem sie die Ausbreitung und Wirkmacht judenfeindlicher Ressentiments und Maßnahmen an jugoslawischen Universitäten für den Zeitraum zwischen 1918 und 1941 untersucht. Während in den wenigen Arbeiten, die sich bisher mit jüdischem Leben im Königreich Jugoslawien beschäftigt haben, die Bedeutung von Judenfeindschaft eher gering bewertet wird (Freidenreich 1979), zeigt Vulesica anhand der Untersuchung der beiden wichtigsten akademischen Zentren des damaligen Jugoslawien, Zagreb und Belgrad, dass antisemitische Ressentiments sich an Universitäten sehr wohl in diskriminierenden und gewalttätigen Praktiken niederschlugen. Juden, die im antisemitischen Diskurs als Kommunisten, ökonomische Ausbeuter und der Nation Nichtzugehörige konstruiert wurden, wurden an den Universitäten zur Zielscheibe beißender Polemik, rabiater Gewalt sowie diskriminierender Numerus clausus-Regelungen. Jugoslawische Antisemit_innen ori-

entierten sich dabei an den Bewegungen in Ungarn und Österreich.

Antisemitische Akteure und Netzwerke stehen im Fokus der im dritten Block zusammengefassten Beiträge. Sabrina Lausen und Natalia Aleksiu richten den Blick in ihren Beiträgen zum einen auf Studentenverbindungen sowie zum anderen auf Medizinstudierende in Polen. In »Geheimsache Bärenhöhle« wiederum untersucht Klaus Taschwer die Effekte des konspirativen Wirkens einer Gruppe antisemitischer Professoren und wendet sich damit einer zweiten antisemitischen Akteursgruppe neben den Studierenden zu, die an der Universität Wien zwischen 1918 und 1938 eine nicht zu unterschätzende Wirkmacht entfaltete, deren antisemitisches Wirken aber bisher wenig erforscht ist. Diesem Zweckbündnis christlichsozialer sowie deutschnationaler Professoren, dem hochrangige Persönlichkeiten wie der ehemalige Dekan und Rektor Hans Uebersberger angehörten, gelang es auf unterschiedliche Weise Einfluss auf universitätspolitische Fragen wie zum Beispiel Berufungs- oder Habilitationsverfahren geltend zu machen. Wiederholt konnten auf diesem Weg jüdische und/oder linke Wissenschaftler_innen aus der Universität Wien gedrängt werden und diese zu einer Hochburg des Deutschnationalismus und des Faschismus avancieren.

Im vierten thematischen Block setzen sich drei Artikel, verfasst von Michaela Raggam-Blesch, Ferenc Laczó und Nicola D'Elia, mit den Reaktionen jüdischer Studierender und Professoren auf den akademischen Antisemitismus in Österreich, Ungarn und Italien auseinander.

Den Abschluss des Sammelbandes bildet letztlich ein Aufsatz von Stephen Norwood, in dem dieser die transnationalen Verflechtungen zwischen US-amerikanischen Universitäten und dem Dritten Reich beleuchtet. So pflegten einige renommierte US-amerikanische Universitäten in den 1930er-Jahren enge Kontakte mit Repräsentant_innen Nazideutschlands und ermöglichten die Verbreitung nationalsozialistischer Weltansichten.

Dass die in den Beiträgen entwickelten Analysen mitunter auf Grund ihres Pioniercharakters nicht erschöpfend und allumfassend sind, liegt auf der Hand und tut der Bedeutung des Sammelbandes keinen Abbruch. Ein Kritikpunkt betrifft die Nichtberücksichtigung der Kategorie Geschlecht in dem weit überwiegenden Teil der Beiträge. Das ist insofern bedauerlich, als dass eine geschlechterhistorische Perspektive vor dem Hintergrund des extrem männlichen Charakters zeitgenössischer Universitäten sowie der weit verbreiteten antisemitischen Konstruktion des effeminierten Juden einen großen Erkenntnisgewinn für das Verständnis des akademischen Antisemitismus verspricht. Zwar verweist der Beitrag »Zwischen Antifeminismus und Antisemitismus« von Michaela Raggam-Blesch auf Parallelen zwischen antisemitischen und antifeministischen Argumentationsweisen und fokussiert die Diskriminierung jüdischer Frauen an der Universität Wien zwischen 1897 und 1938, dennoch bleiben in dem Sammelband wichtige Fragen zur Verwobenheit antifeministischer und antisemitischer Diskurse unbeantwortet beziehungsweise werden erst gar nicht gestellt. Trotz dieser kleinen Monita stellt der Sammelband eine wichtige und inspirierende Erweiterung der historiographischen Auseinandersetzung mit Antisemitismus dar.

KRISTOFF KERL (KÖLN)

■ Kampf um den städtischen Raum

Nina Schierstaedt, Kampf um den städtischen Raum. Die Madrider Nachbarschaftsbewegungen im Spätfranquismus und Demokratisierungsprozess (Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen. Schriftenreihe A: Darstellungen; Band 63), Essen (Klartext-Verlag) 2017, 350 S., 17 Abbildungen, 34,95 €

Arbeiten von deutschen Historikern und Historikerinnen zur modernen spanischen Geschichte sind heutzutage eher eine Selten-

heit. Das mit der Annäherung Spaniens an die EU nach dem Tod des Diktators Franco einsetzende Interesse an der spanischen Geschichte hat inzwischen doch merklich nachgelassen. Die vorliegende Arbeit möchte jedoch nicht nur einen Beitrag zur Revitalisierung der historischen Spanienforschung hierzulande leisten. Sie setzt mit dem Kampf um den städtischen Raum sowohl geographisch als auch thematisch an einem noch nicht eingehend untersuchten Forschungsaspekt der Stadtgeschichtsschreibung an. Dieser Ansatz basiert zunächst auf der den Kulturwissenschaften entstammenden Theorie des *spatial turn*, durch den sich die jüngere Stadtgeschichtsforschung dazu veranlasst sah, nicht mehr die architektonische und bauliche Stadtentwicklung in den Vordergrund zu stellen, sondern stattdessen zu untersuchen, wie einzelne Stadträume durch ihre Bewohnerinnen und Bewohner genutzt wurden. Eine weitere aktuelle Tendenz der Stadtgeschichtsschreibung, die ebenfalls in der vorliegenden Arbeit aufgegriffen wird, besteht darin, Städte nicht mehr a priori als Orte des friedlichen Zusammenlebens zu betrachten. Stattdessen haben jüngere Arbeiten gezeigt, dass Städte besonders in der (Post-)Moderne Bühne für eine Vielzahl ganz unterschiedlich ausgeprägter gewaltsamer Konflikte waren.

Einen solchen Konflikt untersucht die Autorin in Madrid während der Übergangsjahre vom Spätfranquismus zur *Transition* anhand der Auseinandersetzungen der sich zu dieser Zeit formierenden Nachbarschaftsvertretungen einzelner Viertel mit der Stadtverwaltung und teilweise auch mit dem Franco-Regime. Dies geschieht unter der Fragestellung, wie die Spannungsverhältnisse und lokalen Eigendynamiken die Wechselwirkung zwischen städtischem Raum und sozialen Akteuren bestimmten. Der methodische Zugriff erfolgt über die Anwendung des *Cultural Politics*-Ansatzes, der den Kampf gegen ungleiche soziale Bedingungen als zentralen Gegenstand der Kulturpolitik betrachtet. Er wurde in den 1990er Jahren

für die Erforschung der sozialen Bewegungen in Lateinamerika entwickelt, die sich durch die bestehenden soziologischen und politologischen Ansätze der amerikanischen und europäischen Bewegungsforschung nur schwer erfassen ließen.

In ihrer Studie zu den Nachbarschaftsvereinen in Madrid skizziert die Autorin zunächst in zwei Einleitungskapiteln die Wohnungspolitik und Stadtentwicklung seit dem Ende des Bürgerkrieges sowie die politischen Rahmenbedingungen und zentralen Akteursgruppen, wobei sie neben den Nachbarschaftsvereinen und politischen Gruppierungen vor allem christlichen Organisationen die größte Bedeutung beimisst. Den Kern des Buches bilden vier Fallstudien, die sich jeweils mit an der Peripherie angesiedelten Stadtvierteln befassen. Diese waren in den unmittelbaren Jahren nach dem Bürgerkrieg aus Baracken-Siedlungen neu entstanden und hatten im Untersuchungszeitraum ähnlich gelagerte Probleme zu bewältigen. Dazu zählen insbesondere die unzureichenden Verkehrsverbindungen an die Innenstadt, die mangelhafte Strom- und Wasserversorgung, der schlechte Zustand der Wohnanlagen sowie die durch den starken Zuzug aus den dörflichen Gebieten bedingte Unterversorgung hinsichtlich sozialer Einrichtungen wie etwa Schulen oder Kindergärten. Diese von vielen Bewohnerinnen und Bewohnern als unerträglich empfundenen Zustände führten unabhängig voneinander in den untersuchten Vierteln zur Gründung von Nachbarschaftsbewegungen, die noch während der Endphase der Franco-Diktatur dazu übergingen, sich aktiv für die Verbesserungen der Lebensbedingungen in ihrem Viertel einzusetzen.

In einem abschließenden Kapitel werden die Ergebnisse zusammengeführt, um sie anschließend zunächst in den spanischen und dann in den europäischen Kontext einzuordnen. Bezüglich der Entwicklung der Nachbarschaftsbewegungen stellt die Autorin die These auf, dass diese in hohem Maße von Mitgliedern christlicher Bewegungen

und politischer Gruppierungen sowie deren Verhältnis zueinander geprägt waren. Diese Akteure konkurrierten untereinander um ihre Machtposition, was sich negativ auf die Mobilisierung der Bewohner auswirkte. Als weitere einflussreiche Personengruppe bezeichnet die Autorin Architekten, Soziologen, Ökonomen und Juristen, die die Nachbarschaftsvereine als Berater unterstützten. Was den Kampf um den städtischen Raum angeht, lässt sich dieser im vorliegenden Fall nicht auf die Auseinandersetzung zwischen Verwaltungsorganen und Bewohnern reduzieren, sondern stellt einen multidimensionalen Konflikt dar, bei dem die primäre Konfliktlinie von lokalspezifischen Interessengegensätzen überlagert wurde. Im Zuge der Auseinandersetzungen entstanden alternative Stadtentwicklungskonzepte, die die Bedürfnisse und Interessen der Stadtbewohner in den Mittelpunkt rückten. Das Ende der Diktatur Francos und die damit einhergehende Wiederzulassung politischer Parteien stellten nach Ansicht der Autorin einen klaren Einschnitt dar, wodurch sich die untersuchten Stadtviertel zunehmend zu Arenen machtpolitischer Konkurrenzkämpfe entwickelten. Als Fazit kommt die Autorin zu dem Ergebnis, dass alle vier untersuchten Nachbarschaftsbewegungen einen maßgeblichen Anteil an der Um- und Neugestaltung ihres Viertels hatten.

Mit ihrer Untersuchung leistet die Autorin zunächst einen Beitrag zur Frage nach dem totalitären Charakter des Franco-Regimes und den politischen Partizipationsmöglichkeiten während der Zeit dieses Regimes und der daran anschließenden Entwicklung des spanischen Demokratisierungsprozesses. Dabei bestätigen die Ergebnisse dieser Studie die Forschungsrichtung, die die Machtverschiebungen innerhalb der herrschenden Eliten sowie die damit verbundenen (Dis-)Kontinuitäten als zentrales Merkmal der Herrschaft Francos hervorhebt. Bezüglich der Frage nach den Aktivitäten von Nachbarschaftsbewegungen in anderen spanischen Städten stellt die Autorin die These auf, dass

III

ihre Forschungsergebnisse zeigen würden, dass die Kooperation zwischen Vereinen und Verwaltung bei der Neu- und Umgestaltung der Siedlungen ein Spezifikum der madrilenischen Nachbarschaftsbewegungen darstellen würde. Im europäischen Kontext besteht ihre Besonderheit vor allem darin, dass sie versuchten, ihre Forderungen gegen städtische und staatliche Institutionen im Kontext einer Diktatur durchzusetzen.

II2

Der (außer-)spanische Vergleich der Forschungsergebnisse bildet einen gelungenen Abschluss dieser insgesamt bemerkenswerten Studie, bei der man sich lediglich vielleicht noch einen detaillierten Einblick in die Mitgliederstrukturen der jeweiligen Nachbarschaftsvereine, deren Verbindungen untereinander und die individuellen Beweggründe ihrer Mitglieder für deren Engagement gewünscht hätte. Dass dies unterbleibt, dürfte aber vermutlich der schlechten Quellenlage geschuldet sein. Der Titel des Buches mag zunächst etwas andere Assoziationen hervorrufen, verbindet man doch den »Kampf um den städtischen Raum« etwa nach der Lektüre des eindrucksvollen von Friedrich Lenger herausgegebenen Sammelbandes zur städtischen Gewalt um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert vermutlich mit wesentlich gewalttätigeren Praktiken als sie von der Autorin beschrieben werden. Doch vielleicht liegt gerade hier das größte Verdienst der vorliegenden Untersuchung, die sehr anschaulich zeigt, mit welchem hohem Engagement der Kampf um den städtischen Raum in der spanischen Hauptstadt in der politischen Umbruchsphase geführt wurde, obwohl das Handlungsrepertoire aufgrund der politischen Rahmenbedingungen doch sehr eingeschränkt war.

FLORIAN GRAFL (GIESSEN)

■ Komik und Satire in (Post-) Migrations- und Kulturkontexten

Halyna Leontiy (Hg.), (Un)Komische Wirklichkeiten. Komik und Satire in (Post-) Migrations- und Kulturkontexten, Wiesbaden (Springer VS) 2017, 347 S., 2 Abb., 49,99 €

Lange blieb die deutsche Satire- und Kabarettwelt weitgehend resistent gegenüber den Veränderungen der Einwanderungsgesellschaft. Zugewanderte und deren Nachkommen fanden zwar Zugänge zur Unterhaltungsindustrie, gelangten aber nur selten als komische Akteurinnen und Akteure auf die Bühne. Im schlechtesten Fall war ihnen die Verkörperung von Rollenklischees vorbehalten, über die man sich lustig machte. In den letzten beiden Jahrzehnten hat sich das Feld durch den Einfluss von Comedians mit Migrationsgeschichte erheblich ausdifferenziert. Ein Durchbruch im Fernsehen gelang dem in Frankfurt am Main geborenen Komiker Kaya Yanar mit der Sat.1-Comedysendung »Was guckst du?!« (2001). Mittlerweile hat sich eine vielfältige Szene komischer Darstellerinnen und Darsteller entwickelt, die ihren »Hintergrund« in den Vordergrund stellen, sich mit Klischees und Zuschreibungen auseinandersetzen und der Gesellschaft den Spiegel vorhalten.

Wer lacht über wen und warum? Wann wird mit Ambivalenzen gespielt, wo beginnt das ausgrenzende Gelächter gegen Andere? Witze über Identitäten und Stereotype in der Einwanderungsgesellschaft bewegen sich in einem komplexen Feld, zu dem bislang kaum wissenschaftliche Studien vorliegen. Mit dem interdisziplinär angelegten Sammelband *(Un)Komische Wirklichkeiten. Komik und Satire in (Post-)Migrations- und Kulturkontexten* nähert sich die Kulturwissenschaftlerin Halyna Leontiy dem Thema aus unterschiedlichen Perspektiven. Schon im Titel macht sie deutlich, dass neben der Sphäre der komischen (post)migrantischen

Kunst nach wie vor auch die weit weniger komischen Wirklichkeiten existieren.

Die zwölf Beiträge, von denen hier nur einige vorgestellt werden können, lassen sich in zwei Bereiche aufteilen. Ein Teil behandelt die Komik auf der Bühne, in der Literatur oder im Film, der andere untersucht die mündliche Komik im (post)migrantischen Alltag. Während die Bühne zur Inszenierung neigt und mit Stereotypen arbeitet, um von einem breiten Publikum verstanden zu werden, ist Alltagskomik eher ein Ausdruck geschlossener sozialer Gruppen, die sich spontan, situativ und interaktiv äußert. Die Autorinnen und Autoren des Sammelbandes beschränken sich nicht auf die Analyse komischer Texte, sondern nehmen auch Praktiken, Situationen und Kontexte in den Blick. Zentral ist die Feststellung, dass Komik nicht unabhängig von den beteiligten Akteurinnen und Akteuren sowie den sozialen Beziehungsgeflechten betrachtet werden kann. Betont wird außerdem die Kulturgebundenheit der Komik, die daher auch Rückschlüsse auf eine Gesellschaft oder Gruppe erlaube.

Im Unterschied zur Alltagskommunikation, bemerkt Patricia Carolina Saucedo Añez, würden die ethnischen Witze in den Medien gefiltert und sozialen Normen angepasst. Eine Verspottung Schwarzer Menschen wie in den *Mistrel Shows* sei heute weitgehend geächtet. Auch das soziale und ökonomische Gefälle spiele eine Rolle. Witze von Deutschen über Franzosen und umgekehrt seien akzeptiert, Witze über eine ethnische Minderheit nicht – es sei denn, sie werden von einem »Ethno-Komödianten« erzählt. Seitdem die Medien – wenn auch mit einiger Verzögerung – auf die demografischen Veränderungen der Einwanderungsgesellschaft reagiert haben, ist auch das komische Genre heterogener geworden.

Beispielhaft untersucht Saucedo Añez die »Bülent Ceylan Show«. Der deutsche Komödiant aus Mannheim, dessen Vater Türke und ehemaliger Gastarbeiter war und dessen Mutter Deutsche ist, spielt mit

seinem kurpfälzischen Dialekt und seiner deutsch-türkischen kulturellen Hybridität. Er setzt sich mit der ersten und zweiten Gastarbeitergeneration auseinander, hinterfragt aber auch Vorstellungen und Klischees der deutschen Mehrheitsgesellschaft. So wird die Forderung nach Integration mit der Umwandlung eines langhaarigen tanzenden Türken in einen Bier trinkenden Deutschen in Jogginghose kommentiert. Sein Spiel mit überzeichneten Charakteren führe jedoch dazu, so die Autorin, dass ethnische Stereotypen durch die Figuren eher bestätigt und verfestigt würden. Und die Figur des alkoholisierten rechtsextremen Schlägers verhindere eine Auseinandersetzung mit dem Alltagsrassismus in der Mitte der Gesellschaft. Auch Religion werde in der Comedy thematisiert; der Islam, so Saucedo Añez, sei jedoch für die meisten weiterhin tabu.

Andere Künstlerinnen und Künstler versuchen das Reproduzieren von Klischees zu vermeiden und der Objektrolle zu entkommen. Mit subversiven Strategien wenden sie sich gegen Homogenisierungstendenzen westlicher Gesellschaften und folgen einer postmigrantischen Perspektive. Riem Spielhaus widmet sich in ihrem Beitrag der Stand-up-Comedy muslimischer Akteurinnen und Akteure. Inzwischen hat sich eine breite Szene entwickelt, die von I'Slam bis zum Youtube-Kanal der »Datteltäter« reicht. Nicht wenige waren zuvor Filmschaffende, die es satt hatten, immer nur Terroristen oder Kriminelle spielen zu müssen. Auf der Kabarettbühne nutzen sie die Möglichkeit, das Normale und Alltägliche des muslimischen Lebens darzustellen und sich gegen die verbreitete Erzählung vom Fremden, Anderen und Besonderen zu richten. So reflektiere Fatih Çevikkollu auch den versteckten Rassismus im Publikum und Idil Baydar mit ihrer Kunstfigur Jilet Ayse wähle die Strategie der Parodie, die keinesfalls als Selbstpräsentation missverstanden werden dürfe.

Was die Reflektion der eigenen kulturellen oder religiösen Identität betrifft, so Riem Spielhaus, müsse man bei der Analyse auch

die Rahmung und das Publikum beachten. So würden sich die Künstlerinnen und Künstler vor einem muslimischen Publikum oft kritischer äußern als vor einer breiteren Öffentlichkeit. (Selbst)kritisch merkt sie die eingeschränkte Rezeption (post)migrantischer Kulturproduktion an, die eben als randständiges Phänomen in eine Schublade gesteckt und nicht als Teil der allgemeinen Kulturproduktion betrachtet werde: »Indem hier gerade nicht die Witze über Vaterschaft, Sexismus und Themen des Alltags, sondern die Wahrnehmung als Migrantemuslim thematisierenden Satiren herausgegriffen werden, unterwirft sich dieser Beitrag ebenfalls des limitierenden Blicks, mit dem nur bestimmte, das Bild des Comedymuslims oder des Deutsch-Türkischen Satirikers thematisierende, Szenen aufgegriffen werden.«

Dass auch vor der Ausdifferenzierung der Comedyszene eine kritische Auseinandersetzung mit deutschen Überlegenheitsgefühlen und Vorurteilen stattfand, zeigt die Erinnerung an Gerhard Polts Spielfilmkomödie *Man spricht deutsch* von 1988, die Christophe Fricker erstmals wissenschaftlich analysiert. Bemerkenswert ist seine Schilderung, dass die Rezeption des als Komödie klassifizierten Films an der Universität eher zu peinlicher Betretenheit geführt habe. Möglicherweise ist den heutigen Studierenden auch der damalige gesellschaftliche Kontext fremd, beispielsweise der Umstand, dass die radebrechende Kommunikation mit Ausländern nahezu selbstverständlich war.

Mit einem der bekanntesten französischen Kabarettisten setzt sich Daniele Daude auseinander: Dieudonné M'bala M'bala ist ebenso erfolgreich wie umstritten. Er richtet sich nicht an den Mainstream, sondern an Gruppen außerhalb der Mehrheitsgesellschaft und hat mit seinen antisemitischen Beiträgen für heftige Debatten gesorgt. Jenseits der Skandalisierungen plädiert die Autorin für eine Analyse, die auch die dramaturgischen, inszenatorischen und performativen Aspekte seines Schaffens beachtet. Dieudonné M'bala M'bala sticht auch da-

durch heraus, dass er eine lange Karriere als politischer Aktivist aufweisen kann, die im Anhang nachgezeichnet wird.

Weitgehend Neuland betreten die Beiträge, die die Komik in der (post)migrantischen Alltagskommunikation untersuchen. Den teilweise lautstarken und ironisch-aggressiven Umgangsformen an Berliner Hauptschulen und dem Humor der meist migrantischen Schülerinnen und Schüler widmet sich Stefan Wellgraf. Deren Verhaltensweisen würden meist als Ärgernis interpretiert und mit Ermahnungen oder Disziplinarmaßnahmen beantwortet. Tatsächlich, so der Autor, sei der sogenannte Trash Talk für die Jugendlichen eine Methode, um auf Stereotype und Zuschreibungen zu reagieren, sich darüber lustig zu machen und die Lehrkräfte damit zu konfrontieren. Die komische Gegenrede diene dazu, die Opferrolle zu vermeiden und einen Umgang mit der eigenen Marginalisierung zu finden. Als Beispiel erwähnt er jugendliche Migranten, die sich aus dem Klischee vom respektlosen, aggressiven ausländischen Rüpel einen Spaß machen und die ihnen zugewiesene Rolle bewusst spielen, um sich in der überfüllten U-Bahn einen Sitzplatz zu verschaffen. Wellgraf charakterisiert den Trash Talk als ritualisierte Sprechmethode von Außenseitern, die die vorgegebene Ordnung durchbrechen wollen.

Schwieriger wird die Untersuchung der Alltagskomik bei geschlossenen Gruppen. Um die Mechanismen und Bedeutungen von Komik und Humor in der Alltagskommunikation zu entschlüsseln, haben einige der Autorinnen und Autoren dieses Bandes den Zugang über den eigenen Freundeskreis gesucht – durchaus eine Gratwanderung, wenn es um die wissenschaftliche Analyse geht, aber ein Weg, um einen möglichst unverfälschten Zugang zur Alltagssprache zu erlangen. So holte Georgios Coussios, der sich mit griechischstämmigen Migranten der zweiten und dritten Generation befasst, zunächst eine Generalerlaubnis der Gruppe ein, kündigte aber Momente der Aufzeich-

nung nicht an. Die Zustimmung externer Beteiligter wurde im Nachhinein erbeten. Die Analyse der Interaktionen, Frotzeleien und Scherzkommunikation zeigt, dass in den Gesprächen Scherz und Ernst oft dicht beieinander liegen und diese Uneindeutigkeiten nur auf der Grundlage der Vertrautheit der Beteiligten möglich sind.

Einer männlichen Gruppe Jugendlicher mit überwiegend türkischem Elternhaus widmen sich Halyna Leontiy und Gülizar Yilmaz. Mit der Analyse der spezifischen Lachkultur wollen sie sich den Identitätskonstruktionen der zweiten Generation annähern: Wer lacht worüber beziehungsweise über wen und warum (oder lacht nicht)? Als typisches Merkmal der ausgewählten deutsch-türkischen Gruppen machen sie eine ausgeprägte Überbietungslogik aus Frotzeln und Dissen aus. Rivalitäten und Exklusionen bleiben aufgrund der Vertrautheit der gewachsenen Gruppe auf einer spielerischen Ebene. Häufig treten sexuelle Anspielungen und körperbetonte Scherze auf, die Autorinnen beobachten jedoch ebenso Tabus und Grenzmarkierungen. So bleiben religiöse Aspekte des Islam ausgeklammert, weibliche Familienmitglieder kommen in der Kommunikation kaum vor.

Ein heterogenes Feld untersucht Katharina König auf der Grundlage von sprachbiografischen Interviews mit in Deutschland mehrsprachig aufgewachsenen Migrantinnen und Migranten der ersten und zweiten Generation (vor allem aus Frankreich, Spanien, Taiwan, Vietnam und der Türkei). Sie beobachtet, dass das Lachen der Stärkung gemeinsamer Werthorizonte dient und in den Interviews häufig die Verarbeitung von Perspektivbrüchen markiert. Dies geschieht insbesondere in Momenten, in denen Eigen- und Fremdperspektiven aufeinandertreffen.

Basierend auf einem umfangreichen Korpus von Befragungen untersuchen Rupprecht S. Bauer und Stefan Ossenberg Stereotype von Deutschen, Russen, Türken und Chinesen. Negative Etikettierungen, so deren Beobachtung, werden in den Be-

fragungen ungerne genannt, sondern eher in Witzen beziehungsweise im komischen Modus verarbeitet. Es lohne sich daher, den Fokus auf die komischen Ausdruckweisen zu richten, da diese weniger an die politisch-korrekten Erwartungen angepasst würden als andere Aussagen.

Lässt man die Fragestellungen und Schwerpunkte der Beiträge des Bandes Revue passieren, kommt der Generationenfrage eine besondere Bedeutung zu. Im Unterschied zur Gastarbeitergeneration spielt Komik als Ausdrucksmittel für die Generation der Kinder und Enkel, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, eine andere Rolle. Komik wird aktiv eingesetzt, um als Subjekt gegen herrschende (Ein)Ordnungen und Zuschreibungen zu rebellieren. Die (post)migrantische Komik entwickelte sich Ende der 1990er und am Anfang der 2000er Jahre. Vorreiter waren auch Bewegungen wie die 1998 begründeten Initiative Kanak Attak. Ähnlich wie die literarischen Werke von Deutschen mit Migrationsgeschichte müssen auch die komischen Akteurinnen und Akteure darum kämpfen, nicht in der »Migrantenschublade« zu landen, sondern als deutsche Comedians und Kabarettisten wahrgenommen zu werden.

Der Sammelband geht auf die Beiträge der Tagung »Komik und Satire in Migrationskontexten« aus dem Jahr 2014 zurück. Die Auswirkungen des Zuzugs zahlreicher Geflüchteter auf das komische Genre aus migrantischer Sicht konnte dieser daher nicht mehr berücksichtigen. Eine lohnende Aufgabe wäre es, die neu entwickelten Formate und Impulse Geflüchteter – beispielsweise den satirischen YouTube-Kanal »Zukar« des syrischen Filmemachers Firas Alshater – auf der Basis der hier gewonnenen Erkenntnisse auch von wissenschaftlicher Seite zur Kenntnis zu nehmen. Wie die Autorinnen und Autoren gezeigt haben, sind Komik und Satiren keine Randthemen, vielmehr erlauben sie einen anderen Blick auf die (post)migrantische Gesellschaft.

ECKART SCHÖRLE (SCHWERIN)